





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Serenas teuflische Horde

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Serenas teuflische Horde

John Sinclair Nr. 437

von Jason Dark

erschienen am 18.11.1986

Titelbild von Ken Kelly

Sinclair Crew

Serenas teuflische Horde

Er war schon immer eine schillernde und geheimnisvolle Persönlichkeit gewesen, dieser kleine Magier mit dem Namen Myxin. In Atlantis hatte er auf der Seite der Dunklen Mächte gestanden, in der Gegenwart schwor er ihnen ab.

Aber Atlantis besaß ein Erbe. Immer wieder tauchten geheimnisvolle Dinge in der Gegenwart auf. Wie Serena, die einmal im fernen Atlantis die Geliebte des kleinen Magiers gewesen war und über 10.000 Jahre später ihre Rechnung präsentieren wollte…

»Lebendig begraben!« flüsterte der Sprecher. »Wißt ihr, was das bedeutet, Freunde? Wir kommen hier nicht mehr raus. Wir werden irgendwann anfangen zu schreien und uns gegenseitig beschimpfen und an die Gurgel gehen…«

Ein anderer legte seine Hand auf die Schulter des Sprechers, während ein dritter positiv dachte und dies auch aussprach. »Man wird uns nicht im Stich lassen, sondern einen Suchtrupp losschicken. Sie werden den Schutt zur Seite räumen…«

Der erste lachte laut. »Schutt zur Seite räumen? Wie denn und wo? Nein, man vergißt uns. Vier Leute mehr oder weniger. Welche Rolle spielt das bei einem Projekt wie dem, an dem wir einmal mitgearbeitet hatten? Überhaupt keine. Vier Opfer, das ist lächerlich. Es hat schon mehrere gegeben, da sind wir ein Nichts. Tut mir leid, daß ich so denke, aber für mich ist es die Wahrheit.« Die übrigen schwiegen. Hin und wieder hüstelte jemand, weil der Staub in seinen Mund gedrungen war. Lebendig begraben…

Was vereinigten diese beiden Worte nicht alles? Konnte man etwas Schrecklicheres sagen als dies? Wohl kaum. Lebendig begraben. Nie mehr das Tageslicht sehen, eingehen wie ein Tier und das Grauen wie ein schleichendes Gift spüren. Eine furchtbare Vorstellung, auch für harte Männer war sie eine Belastung, wie man sie kaum aussprechen konnte.

Das war der zehnfache Tod. Gemeinsam würden sie durch eine Hölle gehen, die nicht mehr aufzuhalten war. Sie würden Qualen erleben und erleiden, sich anschreien, bis sie nicht mehr konnten. Der Weg zurück war verschüttet, und damit auch der Weg zu ihren Grubenlampen, die sie in dem kleinen Verschlag gelassen hatten.

»Wer hat Feuer?« fragte der Sprecher. Er hieß Jack Higgins. Die Namen der anderen lauteten Manfred Erskine, Walter Scott und Dennis Weeper. So verschieden sie hießen und waren, sie glichen sich trotzdem. Dafür sorgte schon die verdammte Sträflingskleidung, die sie trugen. Graugelb, wie der Staub, den sie schluckten, der ihre Kehlen reizte und die Augen tränen ließ.

Der sich in den Lungen festsetzte, ihnen die Krankheiten brachte, denen keiner entkommen konnte.

Krepieren wirst du so oder so, hieß es. Es kam nur darauf an wie. Und in diesem Bergwerk, das gleichzeitig als Steinbruch diente, gab es nur die Qualen der Hölle. »Okay, habt ihr euch wieder eingekriegt?« fragte Higgins, der so etwas wie ein Boß war.

»Ich scheiße mir gleich in die Hose!« flüsterte Weeper, aber niemand lachte.

»In vier Monaten wäre ich aus dem Loch rausgekommen, und jetzt muß ich dies erleben.«

»Wir kommen auch raus.«

»Ja, als Skelette«, sagte Manfred Erskine bitter. Higgins hatte sich gemerkt, aus welcher Richtung die Stimme aufgeklungen war. Er bewegte sich einen Schritt vor, ohne dabei ein Geräusch zu machen. Hier durfte alles passieren, nur keine Meuterei. Und dem wollte er einen Riegel vorschieben. Er hörte Erskine atmen, so nahe stand er bereits neben ihm. Und dann schlug er zu.

Higgins besaß eine kräftige Faust. Zweimal stemmte er sie vor. Sie traf etwas Weiches und gleichzeitig Hartes.

Erskine stöhnte auf. Er bekam kaum Luft, so daß der Atem über seine Lippen pfiff. Erst als Erskine zu Boden gesackt war, merkten die anderen, was geschehen war. Sie rissen Higgins zurück, der sich nur schwer bändigen ließ.

»Das hat doch keinen Sinn«, sagte Walter Scott. »Sollen wir uns jetzt schon zerfleischen?«

»Erskine soll sein Maul halten.«

»Jeder kann seine Meinung sagen. Du bist kein Aufseher, Higgins.«

»Aber ich bin der Beste von euch. Wer hier arbeitet, der muß hart sein, haben sie gesagt und mich zum Gruppenführer ernannt. Wißt ihr Idioten eigentlich, was wir hier machen?«

Es entstand eine Pause. Erskine stand auf. Er drehte sich ab. Sie hörten, wie er sich übergab.

»Wie meinst du das, Higgins?« fragte Weeper.

»So wie ich es gesagt habe. Hier wird gewühlt. Wir kämpfen uns durch den Berg. Wir hauen uns immer weiter vor. Wir haben Gestein abgetragen. Es ist strahlendes Gestein. Ja, das Zeug ist radioaktiv. Und dazu haben sie uns Sträflinge genommen. Man will Atombomben bauen. Die haben aus dem zweiten Weltkrieg nichts gelernt. Jetzt wollen sie dieses Material fördern, und wir sind die Angeschissenen.«

Die Männer schwiegen. Nur Erskine atmete heftig. Aus dem Dunkel drang die geflüsterte Frage:

»Woher weißt du das, Higgins?«

»Ich habe ein Gespräch zwischen zwei Aufsehern belauscht.«

»Und denen traust du?«

»Ja.«

»Dann wären wir so oder so krepiert«, meinte Scott.

»Mit dem einen Unterschied allerdings«, sagte Higgins und lachte kehlig. »Bei der Verstrahlung dauert es länger. Und wenn ich darüber nachdenke, konnte es für die Bosse gar nicht besser kommen, daß wir verschüttet sind. Versteht ihr? Ich habe das Gefühl, als hätte man uns absichtlich in diese Lage gebracht. Wahrscheinlich wußten einige darüber Bescheid, daß ich informiert war. Und sie konnten sich weiterhin vorstellen, daß ich meinen Mund nicht halten würde. Deshalb haben sie Nägel mit Köpfen gemacht und uns alle vier eingeschlossen. Die Explosion war kein Zufall. Sie gehörte zu einem

wohl ausgeklügelten Plan.«
Die übrigen drei Männer schwiegen. Auch der Staub senkte sich allmählich. Die Luft wurde schlechter, die Wärme nahm zu. Sie standen in der absoluten Finsternis und ließen sich die Worte noch einmal durch den Kopf gehen.

»Wenn das stimmt«, flüsterte Erskine schließlich, »wäre das eine verdammte Sauerei.«

»Das ist sogar eine Sauerei!« erklärte Higgins.

»Und was machen wir jetzt?«

»Wir schlagen uns den Weg frei!« Walter Scott hatte es gesagt, doch Weeper lachte in seine Antwort hinein.

»Unsinn, das schaffen wir nicht. Bis wir durch sind, dauert das Tage. So lange reicht die Luft nicht.«

»Also doch lebendig begraben!«

»Ja, Erskine, ja!«

Sie schwiegen wieder. Keiner konnte in das Gesicht des anderen sehen, aber jeder von ihnen spürte die Angst, die unsichtbar zwischen ihnen stand. Sie atmeten gepreßt, manchmal bewegte sich jemand, dann schleifte die Sohle seines Schuhs über den Boden, oder sie zerknackte kleinere Steine.

»Sollen wir denn hier warten, verdammt?« flüsterte Weeper. »Laßt es uns versuchen.«

Die anderen waren einverstanden. Ihre Werkzeuge besaßen sie noch. Es waren Schaufeln, Hacken und ein Spaten. Damit konnten sie schon etwas schaffen, nur besaßen sie ihre Lampen nicht. Die standen in dem verdammten Verschlag. Erskine hatte sie holen wollen, als die Explosion alles veränderte.

»Hast du dir schon mal überlegt, wie es ist, wenn man stirbt?« flüsterte Scott.

Keiner gab eine Antwort. Weeper, dem die Frage galt, ging zur Seite. Er hatte sich gebückt und suchte nach seiner Hacke. Auch die anderen fanden ihre Werkzeuge.

»Und schlagt euch nicht in der Dunkelheit gegenseitig die Schädel ein!« keuchte Higgins.

Sie versprachen es und bildeten eine Reihe. So standen sie nebeneinander und wollten dort mit der Arbeit beginnen, wo sich der Verschlag befand und die Gesteinsmassen den Weg verschüttet hatten.

Die Arbeit bedeutete Anstrengung. Wer sich anstrengte, verbrauchte mehr Sauerstoff. So würde der Rest an Atemluft, der sich noch gehalten hatte, sehr schnell verschwunden sein.

Noch gab es für die Männer Hoffnung, aber wenn der erste kippte und nicht mehr konnte, weil ihm die Luft knapp wurde, gab es keine Chance mehr für sie.

Die vier Männer schauten schon jetzt dem Tod ins Auge. Sie wußten

es, nur gaben sie es nicht zu.
»Macht weiter!«
Higgins trieb sie an. Er besaß noch Zündhölzer. In einer Naht hatte er sie versteckt, aber er wollte sie erst vorholen, wenn sich die Lage dramatisch zugespitzt hatte.
Die Männer gingen mit Feuereifer an die Arbeit. Sie kannten ihren Berg sehr gut und wußten genau, wohin sie zu schlagen hatten. Es war eine verfluchte Arbeit. Die Männer keuchten. Sie sprachen nicht miteinander. Ein jeder wollte so wenig Sauerstoff verbrauchen wie unbedingt nötig. In rascher Folge jagten die Spitzhacken gegen die Trümmer. Einer von ihnen schaufelte das weg, was die anderen herausgebrochen hatten. Sie fluchten manchmal, wenn sie merkten, daß es nicht weiterging, und sie stellten sehr schnell fest, daß sie es nicht schaffen würden.
Der Sauerstoff wurde zu knapp!
Ein paarmal konnte Higgins sie noch antreiben, dann hörte er das erste Stöhnen.
Es war Scott, der es ausgestoßen hatte. »Ich… ich kann nicht mehr weiter!« ächzte er.
»Reiß dich zusammen, verdammt!«
»Nein…« Scott ließ seine Hacke fallen. Er selbst konnte sich auch nicht mehr halten und setzte sich.
In seinem Rücken spürte er das harte Gestein. Er lehnte sich dagegen, schluchzte einige Male auf und atmete sehr schwer.
»Ich… ich werde bald ersticken, Freunde. Verdammt, ich bin der erste, der in diesem Grab umkommt.«
»Unsinn!«
»Doch, ich spüre es…«
Sie lauschten seinen Atemzügen, die bereits jetzt schon röchelnd klangen. Auch die anderen Gefangenen mußten zugeben, daß sich die Luft wesentlich verschlechtert hatte. Das Luftholen wurde zu einer Qual, die schon einer Folter gleich kam.
Es war furchtbar für sie…
Und die Zeit verrann. Niemand tat etwas. Sie hatten sich alle gesetzt, schmeckten den Staub, atmeten nur flach und dachten - jeder für sich - über das Ende nach. Daß sie noch eine Chance bekommen würden, daran glaubte von ihnen keiner mehr.
Es war ein Vegetieren, das die Männer erfaßt hielt. Die Köpfe hielten sie nach vorn gesenkt, auf ihren Lippen lag der Staub, der so gallenbitter schmeckte.
»Das hätte ich mir nie träumen lassen, einmal so vor die Hunde zu gehen!« Scott sagte es voller Bitterkeit. »Und meine Alte sitzt zu Hause und macht sich einen schönen Tag.«
»Rede nicht soviel«, knurrte Higgins.

»So oder so kaputt. Eigentlich könnte ich mich jetzt sinnlos besaufen. Mir hat mal jemand erzählt, daß der schönste Tod der ist, den du im Suff erlebst.«

»Kein Tod ist schön«, widersprach Weeper.

»War auch nur so gesagt.«

»Ich will davon nichts mehr hören.« Higgins hatte gesprochen und sich hochgestemmt. Er stand noch nicht richtig, als er plötzlich einen ächzenden Laut hörte, der gleichzeitig auch überrascht klang. Erskine hatte ihn ausgestoßen.

»Verdammt, was hast du?« herrschte Higgins ihn an.

»Das… das ist Wahnsinn, Jack. Der reine Wahnsinn. Wenn ich will, kann ich meine Haut abziehen…«

Die anderen hatten seine Worte vernommen, doch sie schwiegen. Ob aus Überraschung oder Unglaube, niemand konnte etwas sagen. Jedenfalls saßen sie auf ihren Plätzen und warteten, daß sich Erskine wieder melden würde.

Der blieb zunächst still. Irgendwie redete er nicht mehr, sondern schluchzte nur noch. Dazwischen waren auch seine stammelnd gesprochenen Worte zu hören. »Geht weg von mir. Ich bin ein Verfluchter, ein Aussätziger! Ihr dürft nicht mehr zu mir kommen. Ich kann euch alle anstecken.«

»Du wirst dein Maul halten!« fuhr Higgins ihn an.

Erskine lachte nur. »Diesmal nicht, Higgins, diesmal schaffst du es auch nicht durch Schläge. Mich hat es zuerst erwischt, aber an euch wird der Kelch auch nicht vorbeigehen, das kann ich euch versichern.« Er lachte wieder, diesmal klang es ängstlich und albern.

Sehr vorsichtig formulierte Walter Scott seine Frage: »Was war das nun mit deiner Haut?«

»Die kann ich abziehen.«

»Wie?«

»Schade, daß du es nicht sehen kannst, Walter. Aber versuche es mal bei dir. Vielleicht hat es dich auch schon erwischt. Und ihr anderen könnt es ebenfalls probieren. Ich glaube nicht, daß es nur mich allein erwischt hat. Ihr seid alle dran, und das freut mich. Ich bin nicht der einzige, nein, ich bin es nicht, verdammt.«

Seine Worte waren bei Scott und Erskine zumindest auf fruchtbaren Boden gefallen. Sie begannen damit, sich abzutasten. In der Finsternis war nichts zu sehen, so fuhren die Kuppen ihrer schmutzigen, schwieligen Hände über die Haut, kniffen hinein, schoben sie vor und zurück und versuchten auch, sie zu lösen.

Sekunden verstrichen. Zwischen ihnen hatten sich wieder eine konzentrierte Spannung aufgebaut.

»Klappt es?« fragte Erskine plötzlich. »Na los, redet schon.«

Scott sprach als erster. »Nein, bei mir nicht.«

»Ich habe auch nichts fühlen können«, erklärte Weeper.
»Und du, Higgins, wie ist es mit dir? Du sagst ja nichts, bist plötzlich so still.«
»Halt dein Maul!«
Erskine ließ sich nicht einschüchtern. »Ich glaube, unseren Boß hat es erwischt. Wenn du richtig ziehst, wirst du später als Skelett hier sitzen, du großer Chef.«
Higgins dachte nicht daran, eine Antwort zu geben, aber sein Herzschlag hatte sich verdoppelt. Er mußte zugeben, daß sich Erskine nicht irrte. Auch seine Haut war anders geworden, sie blätterte ab.
Als wäre seine rechte Hand plötzlich heiß geworden, ließ er sie so hastig los. Er dachte an seine Zündhölzer, die er versteckt hatte. Dazu brauchte er nur die untere Naht an seinem Hosenbein aufzutrennen, dann kam er an die kleinen Dinger heran.
Das war eine Sache von Sekunden. Die anderen hörten das Geräusch, sie gaben jedoch keinen Kommentar und warteten ab. Higgins hatte sich entschlossen, sie einzuweihen. »Ich habe Zündhölzer mitgenommen«, sagte er mit flüsternder Stimme. »Wir werden sehen, ob Erskine recht gehabt hat nicht wahr?«
»Ja, wenn sie noch brennen, der Sauerstoff hält nicht ewig.«
»Das ist mir egal.«
Es war ein verzweifelt klingender Kommentar gewesen. Higgins stand unter Druck. Er riß ein Zündholz an einem Stein an.
Funken sprühten; bald flackerte eine kleine Flamme auf, sie wurde rasch größer. Higgins hielt sie etwas von sich weg, so daß auch der ihm gegenübersitzende Erskine etwas sehen konnte.
Er saß da, hatte einen Arm angewinkelt und den Daumen sowie den Zeigefinger der Rechten auf seinen linken Handrücken gelegt. Dort knetete er die Haut und flüsterte dabei: »Da, schaut zu.« Er hob den Arm an, und einen Moment später sahen die drei anderen Männer, daß er sie von seinem Handrücken abziehen konnte wie eine Pelle.
Dabei lachte er völlig unmotiviert. »Seht ihr es?« rief er. »Schaut genau hin. Da, ich habe es euch gezeigt. Die Haut läßt sich wunderbar lösen, es ist alles so herrlich. Ich habe nicht gelogen. Wir verändern uns. Die verdammten Strahlen haben uns erwischt und sorgen dafür, daß wir nicht mehr die gleichen bleiben…«
Sie hörten seine Worte, sahen aber nur auf die Finger, zwischen denen die abgezogene Haut klebte.
Dann fiel sie.
Vor seinen Fußspitzen blieb sie liegen, und gleichzeitig verlöschte auch das Zündholz, dessen Flamme Jack Higgins fast die Fingerkuppen angesengt hatte.
Die Eingeschlossenen schwiegen. Es wagte keiner, auch nur einen Kommentar abzugeben. Nur Erskine, der am meisten davon betroffen

war, stellte schließlich eine Frage: »Hast du noch ein Zündholz, Boß?«
»Ja.«
»Reib es an.«
»Noch nicht.«
»Weshalb nicht? Willst du nicht sehen, wie es mir ergeht. Oder spürst du es auch schon.«
»Ja, verdammt!«
Da lachte Erskine schrill auf. »Er spürt es auch!« rief er. »Habt ihr es gehört? Das wird eine Sache. Wir alle können uns bald die Haut abziehen und herumlaufen wie Gespenster.«
»Aber man sieht kein Blut!« sprach Scott dazwischen. »Du hättest längst bluten müssen.«
Daran hatte keiner der Männer gedacht. Als sie jetzt damit konfrontiert wurden, blieben ihnen die Kommentare im Hals stecken, und sie dachten über diese Tatsache nach.
»Das mit dem Blut ist nicht normal!« hauchte Erskine. »Verdammt, weshalb sieht man es nicht? Denkt mal daran, was geschieht, wenn sich einer von euch in den Finger schneidet. Warum passiert das gleiche hier nicht?« schrie er und sank schließlich hustend zurück.
»Das kann an der Strahlung liegen«, vermutete Scott.
»Wieso?«
»Weiß ich auch nicht. Aber uns haben sie hier fertiggemacht. Atomstrahlen oder so.«
»Nein, das ist es nicht«, sagte Higgins. »Die wirken anders. Da fällt dir nicht die Haut ab.«
»Kennst du dich so gut aus?«
»Ja.«
»Dann kannst du uns auch sagen, welche Strahlen das wirklich sind, die uns hier fertigmachen.«
»Ich weiß überhaupt nicht, ob man von Strahlen sprechen kann«, erwiderte Higgins leise. »Das muß etwas völlig anderes sein. Etwas, über das wir uns keine Vorstellungen machen können, versteht ihr?«
»Und was, bitte?«
»Erskine, halt doch mal dein Maul. Ich kann es dir auch nicht sagen. Vielleicht ist es schon die Hölle. Oder der Vorhof.«
Erskine mußte wieder lachen. »Fehlt nur noch, daß wir plötzlich den Teufel sehen. Heiß ist es mir schon. Kann sein, daß es sich dabei um das Höllenfeuer handelt.«
»Ja, das ist möglich.«
»Redet doch nicht vom Höllenfeuer«, regte sich Scott auf. »Wer glaubt denn schon an so etwas?«
»Hast du daran geglaubt, daß du dir die Haut vom Körper abziehen kannst, ohne daß es blutet?«
»Nein.«

»Na also.« Erskine rutschte zur Seite. »Der Teufel hat uns ins Visier genommen. Wenn wir fertig sind, so richtig down, kommt er und holt uns zu sich.«

Auf diesen Satz wußte keiner von ihnen eine Antwort. Sie sagten auch nichts mehr und dachten nur über ihr Schicksal nach. Jeder malte sich aus, was ihm passieren konnte.

Sie alle waren Verbrecher, Mörder und Totschläger. Man hatte sie nicht umsonst in diesen Steinbruch geschickt, um radioaktives Material abzubauen. Um die Sicherheit war niemand besorgt gewesen. Von den Aufpassern wurde ja keiner verstrahlt.

Und so warteten sie.

Ein jeder kam sich vor wie in der Todeszelle. Sie haderten mit dem Schicksal, dachten an die Zukunft, die sie in Stunden fassen konnten, dann war alles vorbei.

Sie versuchten auch nicht mehr, mit ihren Werkzeugen sich einen Weg freizuschaufeln. Und keiner von ihnen rechnete damit, daß sich ein Rettungstrupp auf den Weg machen würde, um sie herauszuholen. Wenn sie tatsächlich zuviel wußten, war es am besten, wenn sie verschüttet wurden.

Tot und vergessen…

Irgendwann, die Luft war noch schlechter geworden und keiner von ihnen besaß mehr einen Zeitbegriff - sagte Walter Scott plötzlich in die Stille hinein: »Jetzt spüre ich es auch.«

Niemand antwortete ihm. Ihre Sorgen waren andere. Jeder besaß einen Überlebenswillen, der sich aus Energie zusammensetzte. Und diese Kräfte wurden jetzt mobilisiert.

Sie kämpften gegen den Tod.

Atmen und Stöhnen vermischte sich zu einer schaurigen Melodie. Kein einziger Lichtstrahl durchdrang die Finsternis. Ihre Körper waren mit einer dicken Schweißschicht überdeckt. Es roch stark nach menschlichen Ausdünstungen.

Die Angst verstärkte sich von Minute zu Minute. Sie bohrte sich wie ein Stachel in ihre Seelen. Das Atmen wurde gieriger, manchmal schnappten sie wie Fische auf dem Trockenen nach dem lebenserhaltenden Sauerstoff, der aber kaum noch vorhanden war.

Der Tod war nur mehr eine Frage der Zeit.

Keiner konnte still liegenbleiben. Der eine bäumte sich auf, wenn er Luft holte, der andere scharrte mit den Füßen, ein dritter schlug mit den Händen auf den Boden, und Erskine versuchte, wieder Haut von seinem Arm zu reißen.

Das schaffte er auch. Einen langen Streifen konnte er abziehen, lachte dabei leise, bekam von den anderen jedoch keine Antwort.

»Sterben!« ächzte Scott plötzlich. »Ich werde sterben. Der Sensenmann ist nahe. Ich fühle es, verdammt, hätte ich doch nicht…«

Er brach ab und begann zu schluchzen.
Die anderen hatten seinen Worten gelauscht. Sie wußten ungefähr, wo er lag und starrten auch dorthin.
Bis sie plötzlich etwas anderes sahen. Nicht weit von dem Platz entfernt, wo sich auch Erskine befinden mußte, und zuerst wollten sie es nicht glauben.
Es paßte überhaupt nicht in diese Finsternis hinein. Es war so unnatürlich und nicht erklärbar.
Das Gestein begann zu glänzen. Kein Sonnenstrahl drang in diese Tiefe, trotzdem war das Leuchten da, es mußte von innen her kommen.
Higgins richtete sich auf. Obwohl er es sehr langsam tat, spürte er den Schwindel, der ihn überkam, so daß er sich fast wieder zurückgelehnt hätte.
Aber er blieb sitzen. Seine Augen hatten sich geweitet, und er mußte ein paarmal die Lippen bewegen, um überhaupt etwas sagen zu können. »He, he«, ächzte er dann. »Seht doch, das Licht…«
Er bekam die Antwort nicht sofort. Weeper fragte schließlich. »Ist das schon der Himmel? Ich sehe einen Engel. Ja, Engel sind Licht, hat man mir in der Schule gesagt.«
»Red doch keinen Mist.«
»Wir kommen höchstens in die Hölle!« flüsterte Scott. Seine Stimme hörte sich schon an, als wäre er am Ende seiner Kräfte. »Die hat einen Platz für uns reserviert, direkt beim Teufel. Wir sitzen an seiner Seite und rahmen ihn ein.«
Higgins besaß von ihnen noch am meisten Kraft. Er rieb über seine Augen, die schmerzten. Überhaupt hatte er das Gefühl, nur noch Schmerzen zu spüren. Die Knochen taten ihm weh. Bei jeder Bewegung durchzog ein Ziehen die Muskeln und Sehnen.
Das Licht blieb.
Ein Schimmer der Hoffnung für sie, aber es war nicht das Tageslicht, das in die Höhle floß.
Es intensivierte sich, doch es blieb auf einen Punkt beschränkt und gab ihnen auch weiterhin die Hoffnung, es vielleicht doch noch zu schaffen.
Hinein in das Licht…
Ja, das war es!
Higgins informierte die anderen nicht über seinen Plan. Hier war sich jeder selbst der nächste. Er drückte den Oberkörper noch höher und wollte sich hinstellen.
Zu schwach war er.
Luft bekam er kaum noch. Ein Röcheln floß über seine Lippen, als er nach vorn stürzte, sich kaum abstützte und hart mit dem Gesicht aufschlug. Als wäre es inzwischen zu einer Puddingmasse geworden,

so hörte sich das klatschende Geräusch an.
Steif blieb er liegen.
Erst nach einer Weile hob er den Kopf. Da aber hatte sich das Licht irgendwie verändert. Higgins lebte noch, es waren die restlichen Kräfte, die in seinem Körper steckten, und er hörte auf einmal die weiche, weibliche Stimme, obwohl ein dumpfes Brausen beide Ohren ausfüllte.
»Ihr seid Verfluchte!« sprach die Stimme. »Man hat euch in den Berg geschickt, ohne zu wissen, was hier tatsächlich lauert. Sie wußten nichts von mir und von einer alten Vergangenheit, die man hier begraben hat. Aber die Vergangenheit ist nicht tot. Ich lebe hier, ich existiere, und ich sage euch, daß ihr nicht zu verzweifeln braucht, wenn ihr gleich sterbt. Ihr bleibt nicht für ewig unter den Toten. Es wird die Zeit kommen, wo die Steine bersten und ihr dieses Grab in der Tiefe verlassen könnt. Dann werdet ihr meinen Plan erfüllen, denn von nun an seid ihr meine Diener. Die Diener einer Göttin aus alter Zeit…«
Higgins hörte die Worte, allein ihm fehlte der Glaube daran. Als er eine Frage stellte, sprach er mit so leiser Stimme, daß er nur hoffen konnte, verstanden zu werden. »Wer bist du?«
»Man nennt mich Serena.«
»Ich habe dich nie gesehen.«
»Das haben die wenigsten Menschen, aber ich bin noch da und gebe euch bald eine Chance.«
»Wann?« keuchte er. »Wann?«
»Wenn es Jahre dauert oder Jahrzehnte, ist es nicht schlimm. Ihr werdet aussehen wie Menschen, obwohl ihr keine Menschen seid. Eure Haut, die ihr jetzt vom Körper lösen könnt, wird nicht mehr gebraucht. Ihr bekommt eine andere.«
»Wieso…«
»Es gibt keine Antworten auf Fragen. Nehmt das Schicksal hin und seid froh, daß es euch getroffen hat.«
Higgins hatte sich noch einmal zusammengerissen und wischte auch über seine Augen. Bisher hatte er die Sprecherin kaum erkennen können, sie war mehr ein helles Licht innerhalb des Gesteins, aber sie kristallisierte sich hervor.
Innerhalb der Felsen stand eine große Frau mit blonden Haaren. Sie trug ein orangefarbenes Kleid.
Higgins war zu schwach, um Einzelheiten erkennen zu können. Er lag auf dem Bauch. Damit er den Kopf überhaupt hochhalten konnte, hatte er seinen rechten Handballen unter das Kinn gestützt.
So starrte er sie an.
Sie lächelte sogar, das Licht verstärkte sich dabei, aber Higgins hatte das Gefühl, als würde die Dunkelheit über ihn kommen und nicht die

Sonne aufgehen.
Er sank zusammen.
Wieder schlug er mit dem Gesicht zuerst auf, und abermals hörte er das Klatschen, als er den felsigen Boden berührte.
Sein Herz schlug noch genau sieben Sekunden. Dann stand es still. Higgins war als letzter gestorben. Seine Mitgefangenen hatte es erwischt, als er sich mit der Göttin unterhielt…

***

»Können Sie verstehen, Mr. Sinclair, daß man auch mit 82 noch ein paar Jahre leben will?« fragte mich der Mann mit dem schütteren Haar, der so gar nicht greisenhaft wirkte und dessen Hand nicht einmal zitterte, als sie das Fruchtsaftglas anhob.
»Das kann ich gut.«
»Dann werden Sie auch bald verstehen, daß Sie die Reise zu mir nicht umsonst gemacht haben.«
»Von einer Reise kann man da nicht reden.«
Er nahm einen Schluck und winkte ab, bevor er das Glas wieder wegstellte. »Ich weiß selbst, daß Polizisten hochbeschäftigt sind und hätte Ihnen auch nicht grundlos Bescheid gegeben, aber da ich Ihren Chef kenne, wollte ich meine Beziehungen noch einmal auskosten.« Er lächelte jetzt verschmitzt und rückte seine Brille zurecht.
Für sein Alter sah Harald Stone noch sehr gut aus. Vielleicht halten sich die hageren Typen besser, und dieser Mann vor mir im weißen Korbstuhl, der auf einer kleinen Wiese stand, war sehr hager.
Er lebte bei seinen Kindern in einem großen, alten Haus, in dem drei Familien Platz hatten.
Wir hatten uns in seinen Garten gesetzt, weil das Wetter einfach so herrlich war. Die Sonnenstrahlen überzogen das frische Grün der Bäume mit einem leichten Schimmer, so daß manche Blätter aussahen wie blasse Taler. Der Rasen war gleichmäßig geschnitten, sehr dicht und wirkte wie ein bequemer Teppich.
»Darf ich rauchen?« fragte ich.
»Sicher. Aber wer raucht heute noch?«
»Ich leider. Auch nicht zuviel.«
»Mir ist es egal. Ich habe mein Leben lang nicht geraucht. Vielleicht hätte ich es nach diesem Anruf getan.«
»Womit wir beim Thema wären«, sagte ich.
»Genau.« Er nickte nachdenklich. »Kennen Sie einen gewissen Jack Higgins?«
»Nein.«
Er schaute mich an. »Kann ich mir vorstellen, Sie sind einfach noch zu jung. Der Fall, von dem ich Ihnen erzählen will, liegt mehr als 30 Jahre zurück. Sie wissen, welch einem Beruf ich vor meiner

Pensionierung nachging?«
»Sie waren Gefängnisdirektor.«
»Genau.« Er lachte plötzlich. Es klang nicht freundlich. Seine Finger umklammerten die Lehnen des Korbsessels. »Ich war sogar ein schlimmer, ein verhaßter und berüchtigter, aber das hatte auch seinen Grund. In mein Zuchthaus, das es heute nicht mehr gibt, wurden nur die schlimmsten Fälle eingeliefert. Killer, Totschläger, Verbrecher der übelsten Sorte. Der Zweite Weltkrieg lag noch nicht lange zurück. Auch Deserteure und sogar deutsche Kriegsgefangene hatte ich unter Kontrolle. Bei den Deutschen hatte es sich nicht um normale Soldaten gehandelt. Sie waren Männer, die sich etwas zuschulden hatten kommen lassen. Aber das wollen wir mal vorneweg lassen. Es ging um die normalen Gefangenen, die ich zu beaufsichtigen hatte. Die Welt befand sich damals in einer Hysterie. Die Amerikaner hatten in Japan zwei Atombomben abgeworfen, die wollten eine Bombe bauen, und wir auch. Es wurde von gewissen Stellen Druck auf die Regierung ausgeübt. In Großbritannien konnte man sich nicht damit abfinden, nur die zweite Geige zu spielen. Man lebte ja noch immer in der Vorstellung, Weltmacht zu sein. Um eine Atombombe herzustellen, braucht man eine Basis, ein Grundmaterial. Uranhaltiges Erz, zum Beispiel. Man suchte es in unserem. Land, weil man sich nicht von Importen abhängig machen wollte und die ganze Sache ziemlich geheim war. Können Sie mir folgen, Mr. Sinclair?«
»Sicher.«
»Gut, dann werde ich weiter berichten. Nennen Sie es Zufall oder Schicksal, wie Sie wollen. Jedenfalls fand man in dem Steinbruch, in dem unsere Gefangenen arbeiteten, radioaktives Material. Das schlug natürlich ein wie eine Bombe. Am grünen Tisch und unter strengsten Sicherheitsmaßnahmen wurde folgender Plan besprochen. Wenn schon ein Zuchthaus in der Nähe liegt, soll man dies ausnützen und Gefangene als Arbeitskräfte zum Abbau des radioaktiven Materials nehmen.«
»Das wurde erlaubt?« fragte ich.
»Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter. Außerdem hat man es ganz oben beschlossen.«
»Sie konnten also nichts tun?«
»Doch!« gab Harold Stone zu und lächelte etwas verschmitzt, bevor er mit dem Zeigefinger auf seine Brust deutete. »Ich hätte etwas tun können, aber wer gibt schon in jungen Jahren einen so guten Posten auf? Ich habe es nicht getan.«
»Sie hätten also kündigen müssen.«
»Das wäre die Alternative gewesen.« Er holte tief Luft. »So aber machte ich weiter. Natürlich, es gab da dieses verdammte Gewissen. Wen soll man nehmen, wen nicht? Eine schwierige Frage, über deren

Antwort ich mir nächtelang den Kopf zerbrochen habe. Eine Antwort fand ich schließlich. Ich nahm die vier brutalsten Kerle, die einsaßen. Männer, die andere Menschen rücksichtslos gekillt hatten, die keine Gnade kannten. Sie sollten das uranhaltige Erz abbauen. Dabei blieb es nicht beim Tageabbau wie im Steinbruch. Das Material lag tief in der Erde. Wir förderten nur kleine Mengen, es sollte kein Verdacht aufkommen. Aber wie das so ist, Mr. Sinclair. Nichts bleibt auf der Welt geheim. Erst recht nicht in einem Zuchthaus. Irgendwie hatte dieser Jack Higgins, er war der Anführer der Vierer-Gruppe, Wind davon bekommen, was dort tatsächlich ablief. Wer es ihm gesteckt hat, haben wir nie herausbekommen. Jedenfalls bekam ich Besuch von einer Stelle, die direkt der Regierung unterstand. Geheimdienst oder etwas in der Richtung. Ich wurde angewiesen, etwas zu unternehmen.«

»Keine Zeugen?« fragte ich und setzte die dunkle Brille auf, um von den Sonnenstrahlen nicht geblendet zu werden.

»Ja.« Er nahm erst einen Schluck Saft, bevor er weitersprach. »Es durfte keine Zeugen geben. Nichts ist einfacher, als in einem Bergwerk einen Unfall zu arrangieren. Man braucht nur die nötigen Experten, und die standen zur Verfügung. Ebenfalls Geheimdienstleute. Sie bliesen das Zeug in die Luft, als sich die vier Männer im Stollen befanden. Es war ein perfekter Plan, perfekte Mathematik. Die Gefangenen wurden so verschüttet, daß sie sich aus eigener Kraft nicht mehr befreien konnten. Für die anderen zur Beruhigung und für uns als Alibi schickten wir einen Rettungstrupp los. Die Männer suchten aber an der verkehrten Stelle, denn nur wir wußten schließlich, wo die Kerle begraben lagen. Wir förderten nicht mehr weiter, die Regierung hat auch andere Quellen gefunden, um Uran zu importieren. Man schloß mit Kanada die entsprechenden Verträge ab, ich ging weiter meiner Arbeit nach und muß Ihnen ehrlich gestehen, daß ich Higgins und seine drei Männer auch bald vergessen hatte.«

»Erst jetzt wurden Sie wieder daran erinnert?«

»Das ist richtig. Ich bekam einen Anruf.« Er schaute mich forschend an. »Können sie raten, um wen es sich dabei gehandelt hat?«

»Higgins?«

»Richtig. Es war Jack Higgins.«

»Und da besteht kein Zweifel?«

»Nein. Seine Stimme klang mir noch im Ohr. Ich habe früher oft genug mit ihm gesprochen. Higgins Stimme werde ich nie in meinem Leben vergessen.«

»Könnte sie einer nachgeahmt haben?«

»Weshalb?«

»Weil Higgins tot ist.«

»Das habe ich auch gedacht.«

»Aber?«
»Sie haben Ihren Koffer mitgebracht?«
»Sir James sprach davon, daß ich eventuell übernachten müßte.«
»Darum bitte ich sie, Mr. Sinclair. Wie gesagt, ich dachte ähnlich wie Sie. Bis ich Higgins in der vorletzten Nacht von meinem Fenster aus sah. Er stand hier im Garten ungefähr da, wo wir jetzt sitzen. Er stand da und schaute zum Fenster hoch. Dabei glänzte sein Körper, als hätte man ihn angestrichen. Es war ein unheimlicher, ein fahler Glanz. So anders als man ihn kennt.«
»Wie denn?«
»Unheimlicher, würde ich sagen. Er wirkte auf mich wie ein Gespenst, obwohl ich davon überzeugt bin, einen Menschen aus Fleisch und Blut vor mir gesehen zu haben.«
Ich nickte. »Rechnen Sie damit, daß er wiederkommen wird?«
»Sogar fest. Er wird sich rächen wollen. Vielleicht holt er sich die Personen, die an dem damaligen Unglück die Schuld trugen.«
»Haben Sie die anderen drei auch gesehen?«
»Nein.«
»Aber alle vier sind tot.«
»Sicher, Mr. Sinclair. Keiner von ihnen hatte die Chance, diesen Massen zu entkommen. Das waren Tausende von Tonnen an Gestein, die da zusammengesackt sind. Ein Grab für die Ewigkeit, hätte man meinen oder annehmen können.«
»Wenn sie ihn tatsächlich gesehen haben«, sagte ich nach einer Weile des Nachdenkens, »hätten Sie es nicht mit einem normalen Menschen zu tun gehabt, sondern mit einem lebenden Toten, einem Zombie, wie ich sagen würde.«
»Das ist mir im Prinzip egal.«
»Sie glauben daran?«
Er breitete die Arme aus. »Was heißt hier glauben. Ich weiß nur, was ich gesehen habe.«
Seine Sicherheit imponierte mir. Ich habe selten einen Menschen kennengelernt, der von einer Sache, die mit dem menschlichen Hirn nicht so einfach zu begreifen war, so überzeugend geredet hatte.
»Haben sie Angst, Mr. Stone?«
»Auch. Aber weniger um mich, als um meine Familie. Meine Frau lebt nicht mehr, doch in diesem großen Haus wohnen meine Kinder und auch die Enkelkinder. Ich will sie alle aus dieser widerlichen Sache, die ja schon so lange zurückliegt, heraushalten.« Er korrigierte sich. »Das heißt, Sie sollen das übernehmen.«
»Wenn Higgins tatsächlich freigekommen ist, was spricht dagegen, daß es nicht auch die anderen geschafft haben?«
»Eigentlich nichts.«
»Demnach könnten wir mit vier Gegnern rechnen.«

Harold Stone schaute mich lauernd an. »Wären das eventuell zu viele für Sie?«

Ich lächelte. »Das will ich nicht sagen, obwohl man da vorsichtig sein muß, denn vier Zombies sind nicht ohne. Besonders dann nicht, wenn sie sich in einem bestimmten Umfeld bewegen, das von Menschen diktiert wird. Menschen sind ihre potentiellen Opfer, das ist leider so, daran ändern wir auch nichts. Können Sie vielleicht Ihre Familie aus dem Haus schaffen?«

Hastig schüttelte er den Kopf. »Unmöglich.«

»Weshalb nicht?«

»Die wissen doch von nichts. Die haben auch keine Ahnung, daß Sie von Scotland Yard sind. Für meine Familie sind Sie ein Mann der Verwaltung, der über alte Zuchthäuser recherchiert, um eventuell mal ein Buch darüber schreiben zu können.«

Ich war einverstanden. »Gut, bleiben wir dabei. Aber eine Frage hätte ich trotzdem.«

»Bitte.«

»Sind Sie der einzige, an denen sich Higgins und seine Kumpane noch rächen können?«

»Leider. Die anderen haben inzwischen des Zeitliche gesegnet. Vielleicht ist es so etwas wie eine späte Bestrafung, daß ich noch übriggeblieben bin. Aber ich werde mich wehren.«

»Wie sprach Higgins, als er sie anrief?«

»Fast normal, ein wenig stockend und auch krächzend, aber ich habe sein Organ genau erkannt.«

Stone deutete auf das weiße Telefon. »Ich bin überall zu erreichen.«

»Wie viele Menschen befinden sich momentan im Haus?«

»Meine beiden Söhne sind im Geschäft. Sie leiten eine Anwalts-Praxis. Nur die Schwiegertöchter und die Enkelkinder. Auch die sind schon fast erwachsen.«

»Gibt es Personal?«

»Im Normalfall nicht. Nur wenn wir Feste geben und Einladungen aussprechen.«

»Wo lebt ihre Familie?« Ich deutete mit dem Daumen über meine Schulter. Dort lag das Haus. »Es ist ziemlich geräumig, da kann man sich schon fast verlaufen.«

Er nickte. Sein Hals war mager. Unter der dünnen Haut zeichneten sich die Blutbahnen ab. Stone trug einen weißen Anzug. Er stand im Kontrast zu seinem sonnenbraunen Gesicht und dem dunklen Gestell der Brille. »Wir haben es geteilt. Jede Familie bewohnt einen Flügel. Morton den rechten, Clive den linken.«

»Und Sie?«

»Ich habe mir das Dachgeschoß vorbehalten, auch wenn ich Treppen steigen muß. Es hält jung.«

»Das kann ich mir vorstellen.«
Er lehnte sich zurück und knöpfte seine Jacke zu. »Es ist ein herrlicher Flecken Erde. Ich habe große Fenster in meinem Arbeitszimmer. Der Blick ist wunderbar, und es ist hell.«
»Dann möchte ich noch wissen, wo ich wohnen kann?«
»Auch unter dem Dach. Mir steht ein Gästezimmer zur Verfügung. Außerdem besitze ich einen eigenen Eingang. Kommen Sie, Mr. Sinclair, wir gehen hinauf.«
Ich erhob mich, nahm meinen Koffer und begleitete ihn. Stone hatte eine Hand in der Hosentasche, mit der anderen unterstrich er durch weit ausholende Bewegungen und Gesten seine wortreichen Erklärungen. Er sprach von einem Erbe, das ihm seine Schwiegereltern hinterlassen hatten. Vom Einkommen eines Gefängnisdirektors hätte er sich dieses Haus nicht bauen können. Hinzu kam noch das gewaltige Grundstück, eine vornehm wirkende Parklandschaft mit gestutzten Bäumen, Ruheflecken und exakt geschnittenen Hecken.
Die Stones wußten zu leben. Trotzdem hatten sie Angst. Eine Vergangenheit hatte sie eingeholt. Ob berechtigt oder nicht, das war nicht die Frage. Ich jedoch mußte versuchen, die Familie zu schützen.
Konnte man diesem Harold Stone einen Vorwurf machen? Ich wagte nicht, den Stab über ihn zu brechen. Man mußte die damalige Zeit schon bewußt miterlebt haben, um überhaupt etwas darüber sagen zu können. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatten viele Politiker hysterisch reagiert. Ihren Machthunger hatten die Schrecken des Krieges ebenfalls nicht brechen können.
Die kleine Seitentür hätte ich glatt übersehen, weil sie im wuchernden Efeu fast verschwand. Stone drückte sie auf, ließ mich vorgehen, ich betrat einen sehr sauberen, aber ziemlich dunklen Flur, hörte von irgendwoher die Stimme eines Kindes und sah auch die Holztreppe, die nach oben führte.
Stone ging vor.
Natürlich war sein Gang nicht mehr so elastisch wie in jungen Jahren, aber für sein Alter hielt er sich noch tapfer.
Sein Zimmer war tatsächlich toll. Ein sehr großer Raum, der von der breiten Fensterfront beherrscht wurde. Durch die Scheibe schaute man in den großen Park und noch darüber hinweg, wo sich im Hintergrund das graue Band einer Straße durch die grüne Landschaft wand. Die Autos, die dort fuhren, sahen klein aus.
»Gefällt es Ihnen, Mr. Sinclair?«
»Ja.«
Er lachte. »Mir auch.«
Dann bekam ich mein Zimmer zu sehen. Es war natürlich kleiner, auch schräg, aber das Fenster reichte bis zum Boden und war als Dreieck angelegt. Wie auch bei Stone gab es einen breiten Sims vor

der Scheibe, über den man bequem schreiten konnte.

Schrank, Bett, Stühle, ein kleiner Schreibtisch, ein Durchgang zur Dusche. Es war alles vorhanden, auch ein gut gefüllter Kühlschrank. Stone öffnete ihn. »Wenn Sie Durst haben, hier können Sie sich laben.«

»Danke.«

»Sollen wir noch einen Plan absprechen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Für mich ist nur wichtig, daß die Mitglieder Ihrer Familie Bescheid wissen und nicht gleich in Ohnmacht fallen, wenn Sie mir begegnen.«

»Keine Sorge, Sie sind informiert.« Stone blieb neben dem Kühlschrank stehen. »Stellt sich nur die Frage, wie wir es anstellen sollen. Bleiben Sie die Nacht über wach?«

»Ich versuche es.«

»Bisher ist er im Park erschienen. Ich kann mir vorstellen, daß dies wieder so sein wird. Ach so ja, wollen Sie zum Essen runter oder hier oben bleiben?«

»Ich bleibe hier.«

»Wenn Sie Hunger haben, sagen Sie Bescheid. Man wird Ihnen dann etwas bringen. Ich komme noch zu Ihnen, bevor ich mich zur Ruhe lege.« Er nickte mir zu. »bis später dann.«

Ich war allein, nahm auf dem Bett Platz und schaute das grüne Telefon an, das mich mit der Außenwelt verband. Ein so gewöhnlicher Fall wie dieser war mir selten vorgekommen. Ich hatte mit Sir James darüber gesprochen und war auch schon vorher informiert gewesen. Man hatte tatsächlich die Sprengung damals veranlaßt. Nur wollte heute niemand mehr etwas davon wissen, man tat es als einen Versuch aus den Anfängen des Atomzeitalters ab. Um die Opfer hatte sich niemand Gedanken gemacht. Es waren ja nur Verbrecher.

Aber auch Verbrecher sind Menschen. Ich konnte mir vorstellen, daß sie irgendwann zurückschlugen, sollte tatsächlich ein magisches Motiv dahinterstecken. Und das nicht als Menschen, sondern als Zombies, als lebende Leichen vielleicht.

Aber wie waren sie aus dem Berg herausgekommen, und wie ist es möglich gewesen, daß sie in das Zombie-Dasein übergegangen waren? Darauf wußte ich keine Antwort. Ich hatte nicht einmal den Beweis dafür, daß es sich um Zombies handelte, denn über den Weg gelaufen war mir noch keiner von ihnen.

Aber ich kannte diese Wesen zur Genüge. Verdammt unangenehme Erfahrungen lagen hinter mir.

Gelang es Ihnen einmal, ins Haus einzudringen, hatten die hier lebenden Menschen nicht die Spur einer Chance.

Das Telefon meldete sich. Ich hob ab und hörte die Stimme des alten Stone. »Ich verbinde Sie weiter, Ihr Chef möchte mit Ihnen reden.«

»Danke.«

»Na, wie haben Sie sich eingelebt, John?«
»Es geht, Sir.«
»Und der alte Stone?«
»Zeigt sich kooperativ.«
»Ich kenne ihn von früher her. War damals ein harter Knochen, wie man so schön sagt. Er hat Ihnen sicherlich die gleiche Geschichte erzählt wie mir. Glauben Sie ihm?«
»Bisher ist alles Theorie.«
»Das heißt, Sie bekamen keinen seiner Gegner zu Gesicht.«
»So ist es.«
»Gut, warten Sie die Nacht ab, dann sehen wir weiter. Sollte sich da nichts ereignen, kommen Sie wieder zurück. Ich kann nicht meine Leute so einfach abgeben.«
»Suko ist ja noch da.«
»Eben nicht.«
Ich horchte auf. »Wieso?«
»Es scheint sich mit Myxin getroffen zu haben. Jedenfalls erklärte er es mir.«
»Ach - und worum ging es bei dem Treffen?«
»Keine Ahnung.«
»Okay, Sir, sollte sich etwas ereignen, bekommen Sie von mir Nachricht.«
»Ja, auch in der Nacht.«
Ich legte auf, dachte nicht mehr an meinen Fall, sondern mehr an Suko und an dessen Treffen mit Myxin.
Er, Kara und auch der Eiserne Engel hatten einen schweren Schicksalsschlag hinnehmen müssen.
Dem Dämon Magico war es gelungen, die *flaming stones* zur Hälfte zu zerstören. Wahrscheinlich waren sie sogar ihrer magischen Kraft beraubt worden. Das allerdings war nur Spekulation, denn ich hatte in den letzten beiden Wochen keinen Kontakt zu meinen Freunden aus Atlantis gehabt.
Hunger verspürte ich keinen, dafür Durst. Ich holte eine Flasche Wasser aus dem Kühlschrank, setzte mich aufs Bett und schaute aus dem Fenster.
So wartete ich ab, daß sich der Tag allmählich neigte…
Im Mai sind die Tage schon lang, und auch Harold Stone gehörte nicht gerade zu den Menschen, die früh schlafen gingen, er stellte mich jedenfalls auf eine ziemlich harte Probe.
Außer dem großen, dreieckigen Studio-Fenster gab es noch ein zweites, schräges, das in das Dach hineingebaut war. Ich hatte es geöffnet, um frische Luft einzulassen. Inzwischen kannte ich auch die Enkelkinder des alten Stone. Einige Male hatten sie das Haus verlassen und auf dem Rasen gespielt.

Etwas beklemmend hatte ich aus meiner Vogelperspektive zugeschaut. Sollte Stone mit seiner Vermutung recht behalten haben, stand das Haus sicherlich unter Beobachtung.

Die Kleinen waren schnell wieder ins Haus geholt worden. Dafür sorgten die größeren Brüder und Schwestern.

Endlich, die Dunkelheit hatte den Park schon in einen Schattenwald verwandelt, hörte ich Schritte.

Es klopfte, Harold Stone betrat den Raum.

Er stand leicht schwankend auf der Schwelle und grinste in das Licht der Lampe.

Als ich zwei Schritte auf ihn zuging, roch ich die Fahne. »Der letzte Whisky war wohl zuviel?«

Er stemmte sich ab. »Ich gönne mir immer drei Doppelte am Abend. Dagegen hat auch mein Arzt nichts. Wer alt geworden ist wie ein Gaul, kann auch saufen wie ein Gaul. Vielleicht ist es auch das Gewissen, das ich betäuben will. Alles klar bei Ihnen?«

»Bei mir ja. In der Familie auch?«

»Ja.«

»Haben Sie auch noch über mich gesprochen?«

»Sicher.«

»Sie sind bei der Legende geblieben?«

Stone grinste. »Was denken Sie denn? Ich mache die Leute doch nicht nervös. Es reicht, wenn wir beide Bescheid wissen. Oder sind Sie anderer Ansicht?«

»Nein.«

»Dann gehe ich jetzt.«

»Ich begleite Sie.«

Er lachte leise. »Ist aber nicht unbedingt nötig. Ich trinke jeden Abend soviel.«

»Das meine ich auch nicht. Nur möchte ich mich noch einmal bei Ihnen umsehen.«

»Das können Sie.«

Ich schaltete das Licht in dem großen Raum ein. Es gab verschiedene Schalter an der Tür, und alle drei legte ich um. An verschiedenen Stellen standen die Lampen. Sie verliehen dem großen Zimmer einen gemütlichen Touch. Das waren regelrechte Inseln aus Licht, die durch die Finsternis schwebten.

Mein Ziel war das lange Fenster. Man konnte es nicht normal öffnen. Aber von beiden Seiten ließen sich die Hälften zurückschieben. Mir reichte die rechte.

Durch die Öffnung trat ich auf das Dach und in die Kühle der allmählich anbrechenden Nacht.

Ich schaute in die Dunkelheit des Parks. Nur nahe des Hauses brannte Licht. Die hintere Seite verschwamm in der Dunkelheit.

Einzelne Bäume waren nicht mehr auszumachen. Ich erkannte sie nur als ineinander gewachsene dunkle Masse.

Der Sims stand ungefähr einen Yard vor. Ein kleines Geländer grenzte ihn zu dem schräg unter ihm laufenden Dach ab. Auch hinter und über mir zog sich das Dach hin. Es war auch nicht sehr steil und relativ leicht zu begehen.

Eine Gefahrenquelle…

»Suchen Sie was, Mr. Sinclair?«

»Nichts Bestimmtes. Ich schaue mir nur die unmittelbare Umgebung ein wenig an.«

»Ach so. Aber dieser Higgins hat im Park gestanden und nicht auf dem Dach.«

»Das eine schließt das andere ja nicht aus.«

Stone winkte ab. »Bei dem Leibwächter kann ich mich ja hinlegen. Gute Nacht.«

Er kümmerte sich nicht mehr um mich und begann damit, sich in aller Ruhe auszuziehen.

Ich schloß die Tür, ging an seinem Bett vorbei und sah noch sein Winken.

Dann verließ ich den Raum.

Im Flur blieb ich stehen, weil ich Stimmen gehört hatte. Ein Mann und eine Frau sprachen miteinander. Sie warfen sich keine Freundlichkeiten an den Kopf. Es ging um eine dritte Person, über die sich die Frau beschwerte. Der Mann lachte nur und sagte: »Ich gehe jetzt in den Keller und hole mir noch eine Flasche Wein.«

Eine Tür schlug zu, eine zweite ebenfalls, ich stand da, hatte die Stirn gerunzelt und dachte daran, daß der Begriff Keller so etwas die ein Stichwort gewesen war.

Dort konnte man sich auch verbergen.

Sollte ich nachschauen?

Es war besser, wenn ich diesen Komplex unter die Lupe nahm. Wenn man mich entdeckte, würde mir schon eine gute Erklärung einfallen, davon war ich überzeugt.

Also suchte ich die Treppe, schritt sie hinunter, gelangte in einen kleinen Flur, von dem aus ich nur in den Trakt der jüngeren Stones gelangte.

Dort fand ich den Zugang zum Keller. Eine Tür stand weit offen. Über die Stufen der breiten Treppe hinweg wehte mir die Kühle aus der Tiefe entgegen.

Der Keller entpuppte sich als ein kleines Gewölbe mit verschiedenen Gängen, Nischen und Räumen. Da konnte ich lange suchen. Da jedoch Licht brannte, ging ich davon aus, einen der Stones noch hier zu finden. Der Mann hatte sich ja eine Flasche Wein holen wollen.

Den Weinkeller brauchte ich nicht in einem der Gänge zu suchen. Ich

lief direkt auf ihn zu. Als Orientierungspunkt diente mir das große Faß, das an der rechten Seite des Ganges stand. Beim Näherkommen sah ich, daß es sich um ein halbes Faß handelte. Es reichte bis zur Decke. Man hatte Weinregale hineingebaut, in denen zahlreiche Flaschen lagen.

Und Stone lag neben dem Faß flach auf dem Bauch. Die Arme angewinkelt, das rechte Bein angezogen und mit einer verdammt großen Wunde am Hinterkopf, um den sich schon eine Blutlache gebildet hatte…

***

Plötzlich war der Horror da!

Ein Gefühl der Kälte stellte sich bei mir ein. Eine unsichtbare Hand schien mich zu streicheln.

Ich bekam feuchte Hände, schaute noch einmal auf den Mann und wußte, daß er und ich uns nicht allein im Keller aufhielten.

Irgendwo mußte der Killer noch stecken.

Ich drehte mich herum und zog meine Beretta. Sehr steif wirkte ich in diesen Momenten, während ich mit scharfen Blicken die nähere Umgebung untersuchte.

Der Killer hielt sich versteckt.

Es gab verdammt viele Möglichkeiten, wo er sich verbergen konnte. Sollte ich auf ihn warten, mich vielleicht an die Treppe stellen und mich dem Schein der Lampe preisgeben.

Das war zu riskant. Ich wußte nicht, welche Waffen der andere besaß. Mit einer aus dem Hinterhalt geschossenen Kugel hätte er mich immer von den Beinen holen können.

Deshalb entschied ich mich für die andere Möglichkeit. Das Licht reichte leider nicht aus, um die unmittelbare Umgebung nach Spuren abzusuchen, so holte ich meine Lampe zur Unterstützung hervor.

Nichts zu sehen.

Keine Abdrücke, nur das Blut, das sich immer mehr verteilte. Aber ich hörte ein Geräusch.

Es war ein Klingeln oder Rasseln, und es erklang aus einer Richtung, die jenseits des Fasses lag.

Da mußte ich hin.

Auf möglichst leisen Sohlen machte ich mich auf den Weg, ging die Strecke wieder zurück und spürte dabei, daß sich etwas verändert hatte.

Ich sah niemanden, aber im Laufe der Zeit bekommt man für gewisse Dinge ein Gespür.

Hier war so etwas Gewisses.

Das sich manifestierte, dann rechts von mir, wo es mehr Schatten als Licht gab, huschte etwas hervor, das gleichzeitig von einem Rasseln

begleitet wurde.
Eine Kette!
Mehr konnte ich nicht denken, nur noch den Kopf einziehen, so daß ich nicht voll im Gesicht getroffen wurde. Die einzelnen Glieder hämmerten auf meine Schulter, trafen auch den Nakken, das Kreuz und ein Ohr, wo die Haut sofort aufplatzte.
Die Schmerzen und der Schlag warfen mich um. Ich rollte über den Boden, war halb bewußtlos, in meinem Kopf tobte eine kleine Hölle, aber ich fiel nicht in den tiefen Schacht des Vergessens.
Sehr schwammig, aber doch noch erkennbar, bekam ich mit, was sich in meiner unmittelbaren Umgebung abspielte.
Zuerst erschien die Gestalt mit der Kette, und ich mußte dem alten Stone Abbitte leisten.
Das war kein Mensch mehr, auch wenn er so aussah. Er hatte eine andere Haut bekommen, die einen fahlgelben Glanz abgab, so daß sie einen metallicartigen Schimmer bekam. So wurden oft fremde Besucher von einem anderen Stern dargestellt, und der zweite glich dem ersten Wesen fast aufs Haar. Nur war der stabiler, noch breiter in den Schultern. Und er trug eine Spitzhacke in der rechten Hand, von der es noch tropfte. Jetzt wußte ich, wie Stone ums Leben gekommen war.
Der Zombie sah aus, als wollte er in ein Bergwerk gehen, aber er mußte von dort gekommen sein.
Er war befreit worden, nach all den verdammten Jahren.
Um mich kümmerten sich die beiden nicht. Ich konnte von Glück sagen, daß mich der mit der Kette erwischt hatte und nicht die Gestalt mit der Spitzhacke.
Sie gingen auf die Treppe zu und stiegen die Stufen hoch, als wäre nichts gewesen.
Ich bekam es mit der Angst zu tun, wenn ich an die Menschen dachte, die sich noch in dem Haus aufhielten.
Mühsam schob ich meinen rechten Arm vor. Die Waffe war mir entfallen und so weit vorgerutscht, daß ich sie mit der Hand nicht mehr erreichen konnte.
Die beiden Gestalten gingen über die Stufen. Sie hielten sich nebeneinander auf, noch immer umgab sie ein gewisses Strahlen, das nichts mit dem Licht zu tun hatte, denn ihre Körper leuchteten von innen, obwohl sie nicht durchsichtig waren, aber der matte Glanz blieb.
Vor der letzten Stufe drehte sich das Wesen mit der Spitzhacke noch einmal um.
Mir schien es so, als wäre es dabei, den rechten Arm zu heben und zu überlegen, ob es seine Waffe die Treppe hinabwerfen und mich damit töten sollte.

Doch er ließ den Arm sinken und folgte seinem Artgenossen.

Wer war als nächster an der Reihe? Wollten sie die gesamte Familie ausrotten?

Harold Stone hatte sich geirrt. Nicht nur einer von ihnen war erschienen, gleich alle vier hatten den Weg aus dem verschütteten Bergwerk in dieses Haus gefunden.

Aber wer stand hinter ihnen und hatte ihnen geholfen? Ich konnte es nicht sagen. Meine Probleme waren hart genug, da ich es noch immer nicht schaffte, hochzukommen.

Der Hieb mit der verdammten Kette hatte mich paralysiert.

Schließlich schaffte ich es doch. Zuerst auf allen vieren robbte ich mich bis zur letzten Stufe vor, erklomm sie ebenfalls mit Händen und Füßen, fand das Geländer und zog mich daran hoch. An der unteren Hälfte hatte mein rechtes Ohr etwas abbekommen, das Blut rann mir in den Nacken und dann am Rücken hinab, bevor es von der Kleidung aufgesaugt wurde.

In irgendeinem Raum über mir fiel mit einem lauten Geräusch eine Tür ins Schloß.

Es kam mir vor, als hätte jemand wuchtig den Deckel eines Sargs zugeschlagen…

***

Drei Doppelte konnten einen Menschen stimulieren oder selig machen. Harold hatten sie selig gemacht. Es war angetörnt, als er sich auf die Bettkante setzte und umfiel.

Tagsüber war der Druck dagewesen, aber jetzt, in der Dunkelheit, hatte er das Gefühl, als würden die Schatten alles Belastende von ihm fortschleudern.

Er lag auf dem Rücken, sah über sich die Decke, und auch dort erkannte er Schatten, die sich sogar bewegten. Es lag an dem nachtgrauen Licht, das durch das große Fenster in den Dachraum sickerte und auch die Umrisse der Baumkronen wie malerische Gebilde an der Decke abzeichnete.

Er mochte keine Schatten. Und er mochte sie noch weniger, wenn sie sich bewegten.

Da bekam er Angst…

Aber Angst wollte er nicht haben. Deshalb auch die drei Doppelten vor dem Schlafengehen. Und trotzdem konnten sie die trüben Gedanken und die Vorwürfe nicht vertreiben.

Er hatte der Sprengung, bei der damals vier Männer getötet wurden, zugestimmt. Das kehrte ständig zurück. Mit einer nervenzerfetzenden Gleichheit und Monotonie. Es hatte Nächte gegeben, da war die Erinnerung so stark gewesen, daß er in Schweiß gebadet war, wenn er aufwachte, Herzrasen hatte er dann außerdem, und dagegen nahm er

Tabletten.

Vor der Stunde der Wahrheit hatte er sich gefürchtet. In dieser Nacht würde sie kommen - aber er besaß einen Schutz. Obwohl er diesen Mann erst einige Stunden kannte, vertraute er ihm voll und ganz. Sinclair strahlte eine gewisse Sicherheit und Ruhe aus. Was Sir James empfahl, darauf konnte man sich eben verlassen.

Die obere Hälfte des Bettes besaß dort, wo sich auch das Kopfkissen befand, einen Verstellhebel.

Eine Hydraulik stemmte den Teil der Liegestatt hoch, so daß Harold Stone durch und zum Fenster hin schauen konnte.

Das wollte er auch jetzt.

Sicher, das Fenster besaß Jalousien, aber sie ließ er nicht gern herunter. Er kam sich in der Nacht so eingeschlossen vor. Tagsüber, wenn die Sonne schien, war das etwas anderes. Da wurde die größte Hitze zurückgehalten.

Bis zum Grund des Parks konnte er nicht sehen. Sein Blick traf die Bäume, deren Kronen wie große Kugeln wirkten und in den dunklen Nachthimmel hineinragten, an dem zahlreiche Sterne funkelten, zwischen denen der Halbmond als blasse Sichel stand.

Waren sie schon da?

Jetzt wartete er darauf. Vielleicht standen sie schon im Park - oder war es nur einer, dieser verdammte Higgins, der ihm möglicherweise aus dem Reich der Toten angerufen hatte?

Eine romantische Mainacht, dachte er, aber keine Nacht, in der der Tod zuschlug. Nein, das sollte nicht sein. Trotz seiner 82 Jahre wollte er noch leben, und wenn er schon sterben mußte, nicht durch die Hand eines Monstrums, dessen Existenz er nicht erklären konnte.

Harold Stone wurde unruhig. Es war wie ein Fieber, das ihn überkommen hatte. Das Bett war ihm auf einmal zu eng geworden, der Hals zu trocken, das Kribbeln in den Beinen hatte ebenfalls zugenommen. Er kannte diese Anzeichen der starken Nervosität. Dann hielt er es einfach nicht mehr im Bett aus.

So auch jetzt nicht.

Etwas schwerfällig drehte er sich auf die Seite, schlug die dünne Decke zurück und stand auf. Er schob seine Füße in die bereitstehenden Pantoffeln und spürte in seinen Knien das Zittern. Als er vorging, bewegte er sich steif.

Zu seiner Wohnung gehörten ein Bad und eine kleine Küche. In die Küche ging er, öffnete den Kühlschrank, wollte aber keinen Whisky, nur einfaches Mineralwasser.

Das Glas füllte er bis dicht unter den Rand. Zur Hälfte leerte er es in der Küche, den Rest nahm er mit an sein Bett. Dort stellte er es ab, bevor er sich niederließ.

Er drehte sich nach links, um sich ins Bett zu legen. Es waren

eingefahrene Bewegungen, er schaute dabei stets automatisch zum Fenster hin, auch jetzt, und da sah er die Gestalt.

Sie stand draußen vor der Scheibe, auf der Brüstung, vor der Sinclair gewarnt hatte, und sie hielt etwas in der Hand, das aussah wie eine Spitzhacke.

So etwas benutzte man im Bergbau!

Der alte Mann saß starr. Die Angst gab ihm keinen Bewegungsspielraum mehr. Er konnte den Unheimlichen hinter der Scheibe nur in Umrissen erkennen, glaubte jedoch, daß es sich um eine der Personen handelte, die damals, vor mehr als 30 Jahren, unter den Trümmern begraben worden waren.

Jetzt hätte Sinclair kommen müssen. Aber wie sollte er davon erfahren? Schreien, du mußt schreien!, schoß es ihm durch den Kopf. Deine einzige Chance.

Der andere schlug zu.

Dabei rammte er die Spitzhacke vor und drosch sie mit voller Wucht gegen die Scheibe. Splitter, Scherben, Trümmer, sie alle flogen wolkenartig in das Zimmer hinein, und das Bersten des Glases vermischte sich mit dem Angstschrei des Mannes.

Obwohl der andere ihn noch nicht erreicht hatte, wußte er, daß er ihm nicht entkommen konnte.

Der Unheimliche kam.

Sein Körper leuchtete in einem fahlen Gelb, als hätte er den Schein des Mondes eingefangen. Das Gesicht war nur mehr ein flacher, blasser Fleck, und Stone konnte sich an die Einzelheiten dieser Züge nicht mehr erinnern, so daß er nicht wußte, welchen der vier Typen er vor sich hatte.

Sein Schrei war nur kurz gewesen. In Stones Alter besaß man nicht mehr die Luft oder die Kraft, um so lange schreien zu können.

Mit einem jaulend klingenden Geräusch endete der Schrei. Und auch er sank in sich zusammen. Die Schultern fielen nach innen, der Kopf stand wie bei einem Vogel vor, die Augen weiteten sich, als er die Gestalt sah, die sich seinem Bett näherte.

Jetzt mußte Sinclair erscheinen. Er kam nicht.

Stone wurde noch nervöser. Wo blieb der Polizist? Er war zu seinem Schutz abkommandiert worden. Genug Lärm hatte es gegeben, und Sinclair war nicht taub.

Statt dessen kam der Unheimliche mit lauten Schritten.

Er hatte beide Arme halb erhoben, umklammerte mit allen zehn Fingern den langen Griff der Spitzhacke und wirkte in dieser Haltung wie jemand, der bereit war, im nächsten Augenblick zuzuschlagen.

Das tat er auch.

Der alte Mann brüllte auf. Er sah sich schon blutüberströmt im Bett liegen, aber der Schlag hatte ihn verfehlt und die untere Hälfte des

Betts getroffen.
Er ging weiter.
Nahezu lässig schob er sich um das hintere Teil des Betts herum. Sein Gesicht war wegen der kürzeren Distanz jetzt deutlicher zu sehen. Blaß, flach, bleich und Augen, die vorstanden und nicht tief in den Höhlen lagen.
Auch die Augen besaßen einen gewissen Glanz, aber nicht strahlend, eher gefährlich…
Stone starrte ihn an. Sehr genau, nahezu hypnotisierend. Und diesmal bekam die Erinnerung den lebenden, grausamen Beweis. Der Mann, der da mit der Spitzhacke vor ihm stand, war kein geringerer als der Chef der Vierergruppe, die unter den Gesteinsmassen begraben worden war.
Jack Higgins!
Der starrte Stone an. Higgins besaß einen breiten Mund mit schmalen Lippen, die sich beim Sprechen kaum bewegten. Er sprach, als käme seine Stimme aus einem Automaten.
»Jetzt habe ich dich. Es hat lange gedauert, aber die Steine wurden zerstört, wir kamen frei…«
Was die letzten Worte zu bedeuten hatte, wußte Harold Stone nicht. Der erste Teil reichte ihm.
Noch einmal wollte er schreien.
Da schlug der Unheimliche zu.
Harold Stone, der Mann, der so gern noch älter geworden wäre, hatte nicht die Spur einer Chance…

***

Es war furchtbar für mich, wie ich mich wie eine geschlagene Person die Stufen der Treppe hochquälte. Zur körperlichen Schwäche kam noch das Wissen hinzu, versagt zu haben, und das hatte sicherlich Menschenleben gekostet oder hätte es kosten können.
Noch immer hielt ich mich mit der rechten Hand am Geländer fest. Es war nicht einfach, die Kanten zu überwinden, aber ich biß die Zähne zusammen und machte weiter.
Im Haus mußte es irgendwo einen Alarm gegeben haben, von dem ich nichts mitbekommen hatte, denn ich spürte die Unruhe, die sich jenseits der Treppe ausbreitete.
Rufe, Schreie, das Weinen eines Kindes, und dann der schrille Ruf einer Frau.
Mein Gott, die unheimlichen Killerwesen waren von den Menschen entdeckt worden. Oder sie hatten die Menschen entdeckt und wollten nun ihrem Instinkt nachkommen.
Mir gaben diese Geräusche Kraft. Sie putschten meinen inneren Motor wieder hoch. Die Treppe kam mir zwar weiterhin lang vor, ich

überwand die einzelnen Stufen jetzt besser als noch vor einer halben Minute.

Wie magisch zog mich eine offenstehende Tür an. Dahinter lag der Trakt des Hauses, der von Morton Stone bewohnt wurde. Ich hatte diesen Gebäudeteil noch nie betreten müssen, jetzt fuhr ich herum und sah das Schreckliche. Die beiden Gestalten aus dem Keller hatten den Weg zu den Stones gefunden und die Menschen auch entdeckt. Auf einer schmalen Teppichbrücke lag eine Frau.

Ob sie tot war, konnte ich nicht erkennen, jedenfalls rührte sie sich nicht.

Ein dunkelhaariger Mann wehrte sich gegen den Unheimlichen mit der Kette, die auch mich erwischt hatte. Der Mann hatte die Arme hochgerissen und taumelte dabei zurück.

Den zweiten sah ich auch. Er hielt eine Hacke fest. Diese verdammte Spitzhacke, die er zu einem Mordinstrument umfunktioniert hatte. Er sah und zog sich sofort zurück.

Die Frau schwebte augenblicklich in keiner Gefahr, dafür der dunkelhaarige Mann, denn auch mit einer Kette kann man einen Menschen umbringen. Zudem waren die einzelnen Eisenglieder sehr schwer. Mit ihrem Gewicht konnten sie einiges zertrümmern.

Ich schoß.

Leider zu ungenau. Die Kugel fehlte, und der Mann mit der Eisenkette war gewarnt. Er tauchte weg.

Ich wunderte mich über seine Geschmeidigkeit und auch Raffinesse. Er nutzte die Deckung eines Schranks voll aus, geriet aus meinem Blickfeld, und ich hörte seine Schritte verklingen.

Wahrscheinlich war er in einen Nebenraum gegangen, aber ich hatte noch den mit der Spitzhacke im Visier.

Eine Täuschung. Als ich das Klirren vernahm, wußte ich Bescheid. Dieses Wesen hatte es vorgezogen, durch das Fenster zu springen. Wen sollte ich verfolgen?

Ich entschied mich für den Zombie, der noch im Haus geblieben war. Zudem dachte ich an meinen Schützling. Zunächst einmal kam mir dessen Sohn entgegen.

Er fing an zu schreien, als er mich sah, und war nicht in der Lage, eine vernünftige Antwort zu geben. Kräftig schüttelte ich ihn durch und schrie ihn an.

»Wie viele sind es?«

»Ich habe keine Ahnung.«

Das glaubte ich ihm sogar und hörte aus einem Nebenraum einen lauten Schrei. Gleichzeitig wieder das verdammte Klirren der Kette und auch das Geräusch, als sie irgendwo gegen knallte.

Ich ließ den Hausherrn stehen und rannte dem Echo des Schreis nach. Der Zombie war nicht mehr zu sehen. Dafür taumelte mir ein

junger Mann entgegen, der einen Jogging-Anzug trug und sich das Gesicht hielt. Dort hatten ihn die Glieder der Kette getroffen.

Wo steckte der Unhold?

Der Luftzug gab mir die Antwort. Er entsteht nur, wenn die Luft zwischen zwei Öffnungen freie Bahn hat.

Und das hatte sie, denn eine Haustür stand offen. Ich rannte hin, verließ das Haus und blieb neben der Tür im Schatten stehen, ohne den anderen jedoch zu entdecken. Er hatte es geschafft und sich ein hervorragendes Versteck gesucht.

Genau wie der zweite.

Es waren vier!

Im Haus wurde ich gebraucht, hier draußen nicht. Also ging ich wieder zurück.

Um die am Boden liegende Frau hatten sich jetzt mehrere Menschen versammelt. Nur den jungen Mann im Jogging-Anzug sah ich nicht. Die Frau hatte zum Glück überlebt. Sie war nur bewußtlos.

Ich sprach den neben ihr stehenden Mann an. »Im Keller liegt noch jemand.«

»Wer denn?« Er zitterte plötzlich. »Sind Sie nicht Morton Stone?«

»Nein, der Bruder.«

»Dann ist der Mann im Keller wahrscheinlich Morton. Rechnen Sie damit, daß er nicht mehr lebt.«

Seine Hand kam wie eine Klammer, die zupackte. Er hatte Kraft und schüttelte mich durch. »Wollen Sie damit behaupten, daß man ihn umgebracht hat?«

»Ja.«

»Sie…«

Er löste eine Hand und wollte schlagen. Okay, irgendwie verständlich, aber ich wollte nicht, tauchte weg und hielt seinen rechten Arm fest. »Jetzt machen Sie mal eine Pause, Mister.«

Von einem Moment zum anderen veränderte er seine Einstellung. Er sackte innerlich zusammen und nickte. Ich aber hatte hier noch weitere Dinge zu tun.

Mein Schützling war wichtig, und ich bekam ein verdammt schlechtes Gewissen, als ich die Stufen der Treppe zum Dach hochstieg. Vor meinen Augen drehten sich die Wände, irgendwie fühlte ich mich schon jetzt schuldig, ging aber weiter und erreichte schließlich mein Ziel.

In der offenen Tür blieb ich stehen. Durch die zerstörte Scheibe blies mir der Wind ins Gesicht.

Vielleicht hätte er auch meine Tränen getrocknet, denn was ich sah, entsetzte mich.

Es hatte Harold Stone erwischt.

Er lag noch auf dem Bett, aber er war auf grausame Art und Weise

getötet worden.

Meine Knie zitterten, als ich mich umdrehte und die Treppe nach unten schritt. Die Vorwürfe traten automatisch ein. Ich hätte bei ihm bleiben sollen, dann wäre es nicht passiert.

Aber hätte es dann nicht in den unteren Etagen noch Tote geben können? Es war alles so furchtbar.

In meinem Kopf bewegte sich ein einziges Räderwerk, das alles durcheinanderbrachte. Ich hatte das Gefühl, ein Versager zu sein.

In der Wohnhalle sahen mich die Menschen an, als wäre ich ein Mörder. Sie mußten an meinem Gesicht abgelesen haben, was mir widerfahren war, denn Clive fragte: »Ist unser Vater tot?«

»Ja.«

Clive Morton stand für einen Moment regungslos. Seine Frau war jetzt ebenfalls bei ihm. Die Schwägerin lag noch immer regungslos am Boden. Die älteren Kinder umstanden sie. Ihre Gesichter zeigten Entsetzen.

»Sie tragen die Schuld!« flüsterte Morton mir zu. »Nur Sie allein. Haben Sie gehört!«

»Wieso ich?«

»Seit Sie hier sind, ist alles anders. Ich konnte ja meinem Vater nicht widersprechen, der hatte seinen eigenen Kopf, aber ich sage Ihnen, Sinclair, wir haben die Polizei informiert, und ich werde das Gefühl nicht los, daß Sie mitten in der Sache stecken. Vielleicht sind Sie sogar der Antreiber.«

»Nein, Mr. Stone, das nicht.« Ich zeigte ihm meinen Ausweis. »Ich bin kein Reporter, sondern Polizist. Yard-Beamter, um genauer zu sein. Ihr Vater hatte Angst, er bat um Schutz, ich bin gekommen und muß gestehen, daß ich leider versagt habe.«

»Das haben Sie auch«, sagte Mrs. Morton. Sie war eine grauhaarige Frau und sah jetzt verbittert aus. »Wären Sie oben im Zimmer bei meinem Schwiegervater geblieben, hätten Sie vielleicht noch etwas ändern können. Aber so ist alles vorbei.«

»Ich wollte wieder hochgehen, aber ich mußte auch das Haus durchsuchen. Dabei geriet ich in den Keller, wo ich den Toten fand. Ich kämpfte gegen zwei dieser Wesen, sie konnten mich nicht völlig ausschalten, nun ja, den Rest kennen Sie.«

Die Familie schwieg. Was hätten sie auch anderes hinzufügen können? Sie selbst hatten das Grauen erlebt, waren in den Kreislauf aus Mord und Totschlag hineingeraten, und ich las die Fragen förmlich von ihren Lippen ab.

»Wer war es?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Reden Sie, Sinclair.«

Ich schaute sie mir der Reihe nach an. Der Mann, die Frau, deren

Kinder. Sie standen alle da mit blassen Gesichtern, aber niemand vergoß eine Träne. Sie machten den Eindruck, als wäre es ihnen egal. Möglicherweise hatten sie ähnliches erwartet.

»Das Motiv liegt in der Vergangenheit Ihres Vaters begraben. Sie hat ihn an diesem Abend leider eingeholt und sich furchtbar für gewisse Dinge gerächt. Es tut mir leid, daß auch Ihr Bruder es nicht schaffte, aber darauf nehmen die Wesen keine Rücksicht.«

»Warum werden sie nicht verfolgt?« schrie Clive mich an.

»Ja, ich hätte hinter ihnen herlaufen können, aber wer sagt mir, daß sich nicht noch welche im Haus versteckt gehalten haben? Jedes Ding hat zwei Seiten, Mr. Stone. Aber ich verspreche Ihnen, daß ich die Killer stellen werde.«

»Das macht die Mitglieder unserer Familie nicht mehr lebendig!«

»Nein.«

Sie standen da und starrten. Keine Träne rann über ihre Wangen. Sie wirkten hölzern in ihrer Trauer. Vielleicht hatten sie es immer gelernt, sich zu beherrschen. Wenn ja, war dies furchtbar. Ein Mensch muß auch Gefühle zeigen.

Die Kollegen trafen ein.

Ich war bei Ihnen bekannt und schickte sofort jemand los, der die Mordkommission alarmierte. Die Beamten sichteten und sicherten die beiden Tatorte.

Als ich sie nach oben führte, bat ich darum, einen erfahrenen Mann mitzubekommen. Das geschah auch, aber der Anblick traf auch den erfahrenen Polizisten hart. Sein Gesicht nahm eine leicht grünliche Farbe an. Er schluckte ein paarmal und schüttelte sich.

»Wer hat das getan? Ein Mensch?«

»Jedenfalls kein Tier«, erwiderte ich kratzig und trat durch die zerstörte Scheibe auf den Sims. Von hier mußte auch der Killer gekommen sein, der den alten Mann überrascht hatte.

Aus dem Garten wehte mir der Wind Blütengeruch in die Nase. Ich empfand diesen Duft als völlig unangebracht, aber die Natur konnte keine Rücksicht auf irgendwelche menschlichen Gefühle nehmen.

Von den Killern sah ich nichts. Drei wußten es mindestens gewesen sein. Der vierte hatte sicherlich vor oder hinter dem Haus gelauert. Wesen, die aussahen wie Menschen, Zombies waren, aber trotzdem anders wirkten als diese tumben Mordgestalten, die, einem unheimlichen Trieb folgend, den Menschen nacheilten.

Diese Wesen konnten handeln, agieren, reagieren und auch reden. Jemand mußte sie lenken, mußte hinter ihnen stehen und sie ins Spiel gebracht haben.

Aber wer kam dafür in Frage?

Ich wußte es nicht, konnte es nicht einmal ahnen und besaß auch keine Theorie. Jedenfalls diejenige Person oder Wesen, das ihnen auch

aus dem Berg geholfen hatte.

Ein magisches Phänomen.

Als ich in das Zimmer zurückging, hatte sich der Polizist so aufgebaut, daß er mit dem Rücken zur Leiche stand. Mir fiel ein, was mir Sir James gesagt hatte.

Ich rief an.

Er meldete sich sehr schnell, als habe er in seiner Privatwohnung neben dem Telefon gewartet.

»Ich habe es nicht geschafft, Sir.«

»Ist Harold Stone tot?«

»Ja.«

Sir James erwiderte nichts. Die Nachricht mußte auch er erst verdauen. Nach einer Pause hörte ich ihn wieder fragen. »Hat es noch mehr Opfer gegeben?«

»Einen weiteren Toten und auch Verletzte. Sie waren mindestens zu dritt, wenn nicht zu viert, und sie mußten im Haus gelauert haben. Es tut mir leid, aber ich konnte nichts machen.«

»Schon gut. Wo sind sie jetzt?«

»Verschwunden!«

»Haben Sie eine Fahndung nach ihnen anlaufen lassen?«

»Ich habe es zurückgehalten, weil ich erst mit Ihnen sprechen wollte, Sir.«

»Wie ist denn Ihre Meinung?«

»Keine direkte Fahndung. Aber die Beamten sollten die Augen offen halten und melden, wenn ihnen die drei oder vier Wesen begegnen.«

»Ich werde es veranlassen. Noch eine Frage hätte ich. Um welche Wesen handelt es sich dabei?«

»Im Prinzip sind es Zombies, aber auch wieder keine, wie ich sie aus dem Voodoo-Zauber kenne. Sie besitzen eine fahle, fast gelbe Haut, als wären sie bestrahlt worden.«

»Lassen Sie das Wort bestrahlt. Ich kann es schon nicht mehr hören seit Tschernobyl.«

»Verstehe, Sir.«

»Werden Sie zurück in Ihre Wohnung fahren?«

»Wenn, dann nur mit einem sehr schlechten Gewissen. Ich hoffe noch immer, daß mir die Zombies über den Weg laufen und ich mich in einer besseren Position befinde. Aber diese Hoffnung kann auch sehr trügerisch sein.«

»Tun Sie, was Sie für richtig halten, John.«

»Okay.«

Ich nickte dem Polizisten zu und verließ den Raum. Die Familie stand noch immer beisammen. Nur die bewußtlose Frau hatte jemand auf ein Sofa gelegt.

Sie war noch immer nicht zu sich gekommen. An der rechten Stirn

wuchs eine Beule und nahm allmählich die Form eines Eis an.
Es dauerte nicht mehr lange, bis die Kollegen der Mordkommission eintrafen. Mit ihnen konnte ich reden. Die Stones selbst sprachen nicht mit mir.
Ich gab dem Chef einige Hinweise und Tips. Er nickte einige Male, notierte sich etwas und hatte nichts dagegen, daß ich ihn mit seiner Mannschaft allein ließ.
Im Rover blieb ich sitzen, kurbelte die Scheibe nach unten und zündete mir eine Zigarette an. Den Rauch blies ich in die Dunkelheit. Es gibt immer Momente im Leben eines Menschen, wo man sich regelrecht beschissen fühlt. So erging es mir in dieser Nacht. Ich machte mir Vorwürfe, weil ich es nicht geschafft hatte, meinen Schützling zu retten. Dabei hätte ich es durchaus erreichen können, wenn ich bei ihm geblieben wäre.
Es war vorbei, vergangen, zwei Tote blieben zurück. Jetzt konnte ich nur dafür sorgen, daß es nicht mehr wurden.
Ich fuhr irgendwann los. Sehr langsam ließ ich den Rover anrollen. Noch immer vermißte ich meinen Bentley, aber bis ich das Geld zusammen hatte, um mir einen neuen Wagen zu kaufen, würde ich wohl längst pensioniert sein.
Die Nacht war lau und trotzdem frisch. Auch nicht klar, denn hin und wieder trieben leichte Dunstschleier durch die langen, gelben Strahlen der Scheinwerfer.
Vier Mörder waren unterwegs.
Ich fragte mich, was sie noch vorhatten. Würden sie wieder dort zurückkehren, wo sie hergekommen waren?
Natürlich, das war die Idee.
Der Steinbruch. Er lag nicht weit entfernt. Da mußte ich hin. Vielleicht fand ich dort noch Spuren, die sich verwerten ließen..
Dieser Gedanke gab mir Mut. An der nächsten Kreuzung fuhr ich nicht nach rechts, sondern entgegengesetzt. Mir wäre es lieb gewesen, wenn ich sie dort hätte stellen können…

***

Zweimal verfuhr ich mich. Zudem konnte ich niemanden fragen. Um kurz vor Mitternacht hielt sich niemand mehr in dieser einsamen Gegend auf. Ich hatte mich noch selbst verpflastert. Dazu war eine Autoapotheke gut. Die Schmerzen konzentrierten sich mehr auf das Ohr und seine Umgebung, sie ließen sich aushalten.
Mit diesem Kettenschläger hatte ich noch eine besondere Rechnung abzumachen.
Die Nacht war einsam. Der Wagen fuhr über schmale Wege, die letzte Ortschaft lag schon seit zehn Minuten hinter mir. Auf dem Mond hätte es ebenso einsam sein können, aber ich befand mich in England und

nicht auf irgendeinem fremden Planeten.

Es standen noch alte Schilder auf krummen Pfählen da. Das Zuchthaus existierte ebenfalls nicht mehr. In den frühen sechziger Jahren hatte man es abgerissen und als Ruine hinterlassen. Häuser waren dort auch nicht mehr gebaut worden, und das Bergwerk lag ebenfalls still.

Tote Hose, wie man so schön sagt. Nichts los in dieser Gegend. Ich war allein unterwegs und suchte den Steinbruch.

Die Schilder hatte ich schon entdeckt, mehr aber nicht. Meistens ist es so, daß Steinbrüche gewaltige Krater bilden, in die auch Wege hineinführen.

Hier hatte man vieles wieder zugeschüttet und rekultiviert. Das war von Vorteil, aber in meinem Fall empfand ich es auch nicht so gut. Schließlich entdeckte ich doch noch einige Hinweise. Große Senken, wo das Gelände eingesackt war, und bei eingeschaltetem Fernlicht glitten die langen Lichtarme über ein rostiges Gestell, das überhaupt nicht mehr in die Landschaft paßte, mich aber an einen Förderturm erinnerte oder zumindest an dessen Reste.

Ich hatte das alte Bergwerk endlich gefunden. Parken konnte ich, wo ich wollte und fuhr den Weg auf einen mit Kies bestreuten Flecken. Als ich ausstieg, spürte ich auch die Einsamkeit. Die Nacht hielt mich mit ihren mächtigen Schwingen umschlungen. Es gab nirgendwo ein Licht, das durchschimmerte. Man konnte die Einsamkeit beinahe fühlen.

Mit diesem Bewußtsein machte ich mich auf die Suche. Wer in einem Berg eingeschlossen ist, muß irgendwo eine Stelle haben, wo er auch heraus kann.

Die mußte ich finden.

Ich konnte mit der Suche überall beginnen, aber ich konzentrierte mich auf den verrosteten und halbzerstörten Förderturm, der wie ein Mahnmal in den Himmel ragte.

Um ihn herum hatten mal Gebäude gestanden. Jetzt sah ich nur mehr Trümmer, auf denen wildes Gras und Unkraut ihren Platz gefunden hatten. Im Schein der Lampe suchte ich den Boden ab, folgte dem tastenden Strahl, erreichte den Förderturm und schaute an ihm hoch.

Er sah so kahl und blank aus. Ein Gestänge, das man in der oberen Hälfte eingerissen hatte.

Gab es überhaupt noch einen Zugang?

Ich schritt über einen Hügel hinweg. Er sah aus wie ein gewaltiger Trümmerhaufen. Ich konnte mir schon vorstellen, daß er entstanden war, als man einen Teil des Bergwerks verschüttet hatte. Im Schein der Lampe kletterte ich den Hügel hoch. Die Steine zeigten eine dicke Moos- und Grasschicht. Ich mußte achtgeben, daß ich nicht die Balance verlor und ausrutschte.

Der helle Kegel tanzte weiter. Je hastiger ich meine Hand bewegte, um so unruhiger wurde er.

Schließlich blieb ich stehen. Den höchsten Punkt hatte ich mittlerweile erreicht, doch einen Einstieg oder einen Ausgang entdeckte ich nicht. Die Erde hielt alles gefangen.

Wo sollte ich noch hin?

Natürlich, ich mußte ihn umrunden. Möglicherweise befand sich der Eingang auf der anderen Seite, vielleicht lag er auch tiefer. Das alles wollte ich noch ausforschen, aber dazu kam es nicht mehr, da ich eine Stimme vernahm.

Zunächst glaubte ich an das Raunen des Nachtwindes. Ich drehte auch den Kopf. Möglicherweise verschwand die Stimme wieder, aber diesen Gefallen tat sie mir nicht.

Sie blieb.

Aus dem Raunen schälten sich Worte hervor. Ein leises Flüstern, das mich, den Fremden, warnte.

»Hüte dich, den Platz des Todes zu betreten. Sieh dich vor, denn die Vergangenheit kann schrecklich sein…«

»Wieso?«

Eine weitere Erklärung bekam ich nicht, auch nicht, als ich zum zweitenmal rief.

Durch die Nase holte ich Luft. Mir rann es kalt den Rücken runter. Ich war allein und stand trotzdem unter Beobachtung. Wenn ich mir die Stimme noch einmal ins Gedächtnis zurückrief, hatte ich das Gefühl, daß eine Frau zu mir gesprochen hatte.

Wer war sie?

Die Warnung mißachtete ich und ging weiter. Diesmal vorsichtiger. Ich drehte mich zudem des öfteren um, denn ich hielt zugleich Ausschau nach den vier Killern.

Von ihnen entdeckte ich nichts.

Dafür sah ich das helle Licht, das gleichzeitig einen fahlen Glanz abgab. Es strahlte nicht weit entfernt von mir auf, befand sich jedoch nicht mit mir auf gleicher Höhe, sondern lag tiefer.

Licht, das aus dem Boden drang!

Existierte dort vielleicht der Eingang in die Tiefe? Ich schluckte, denn plötzlich war ich nervös geworden. Die Strecke wurde schwieriger. Ich mußte des öfteren über Kanten klettern und über hohe Steine steigen. Sogar einen kleinen Abhang rutschte ich hinunter und stand- noch immer auf dem angeschütteten Hügel.

Aber ich sah das Licht deutlicher. In einer Entfernung von vielleicht fünf Schritten bildete es einen fahlen Glanz. Es stieg tatsächlich aus dem Innern der Erde, als hätte dort jemand eine helle Lampe angezündet.

Das Licht und die Stimme.

Da paßte wahrscheinlich beides zusammen. Lebende Energie möglicherweise, denn in der Schwarzen Magie war nichts unmöglich.
Am Rand der hellen Insel blieb ich stehen. Mein Blick senkte sich. Ich wollte sehen, ob ich in die Erde hineinschauen konnte, das war nicht möglich.
Die Steinstrukturen konnte ich leider nicht erkennen. Und auch nicht die Person, die zu mir gesprochen hatte.
Oder doch…?
In der Erde fiel mir das Zucken auf. Zunächst glaubte ich an eine Täuschung, bis ich erkannte, daß dieses Zucken eine Bewegung war, die sich da unten fortsetzte.
Dort ging jemand.
Lautlos schwebte er dahin…
Die Spannung war groß. Die Gestalt, die zu meinen Füßen durch die Lichtinsel glitt, war tatsächlich eine Frau.
Sie besaß einen stolzen Gang, kam mir vor wie eine Göttin und trug fast moderne Kleidung, die aussah wie ein Hosenanzug und orangefarben schimmerte. Das dichte Haar war gescheitelt und an den Seiten zu Zöpfen geflochten.
Ich konzentrierte mich auf das Gesicht. Es fiel als bleiches Oval unter dem vorderen Ende des Scheitels ab. Zwei kluge Augen schauten mich an. Die Nase war relativ lang geraten, der geschlossene Mund schmallippig und trotzdem gewölbt.
Die Frau hatte ich noch nie zuvor in meinem Leben gesehen, dennoch kam sie mir bekannt vor.
Nicht von der Beschreibung eines anderen Menschen etwa, so wie sie sahen die Statuen aus, die man im alten Griechenland errichtet und aufgestellt hatte.
Damals und auch heute sprachen die Leute noch von einer klassischen Schönheit.
Ich besaß einen anderen Geschmack und war davon überzeugt, die Sprecherin unter mir zu sehen.
»Wie kannst du meine Ratschläge nicht befolgen?« erkundigte sie sich. »Weißt du nicht, in welch eine Gefahr du dich begibst?«
»Vielleicht will ich das.«
»Es wäre töricht von einem Menschen, so zu handeln. Die Gefahr kann tödlich sein.«
»Wie deine Helfer?«
»Ja, es sind die vier, die das Glück hatten, mir zu begegnen. So haben sie überlebt.«
»Aber nicht als Menschen. Sie sehen zwar aus wie Menschen, nur sind sie es nicht!« hielt ich ihr entgegen. »Es sind Mörder, die keine Rücksicht kennen.«
»So siehst du es, ich verfolge andere Pläne mit ihnen. Sie haben den

Glanz der alten Zeit bekommen.«

Ich schüttelte verwundert den Kopf. »Tut mir leid, aber ich verstehe es nicht.«

Da lachte sie leise. »Welcher Mensch weiß schon vom Glanz der alten, vergessenen Zeit? Kaum jemand, aber er ist noch vorhanden. Meine Diener sind das beste Beispiel. Ich habe ihre Körper balsamiert, damit sie die Zeiten überdauern. Es ist eine geheimnisvolle Salbe, wie man sie heute nicht mehr kennt.«

Ich hatte meinen Blick gesenkt. Erst jetzt fiel mir auf, daß sie ein dunkles Kästchen oder eine Schatulle zwischen ihren Händen hielt. Wahrscheinlich befand sich in ihm die Salbe, von der sie eben gesprochen hatte.

»Woher hast du sie?«

»Mitgebracht aus einer Zeit, aus der auch ich stamme. Von einem Kontinent, den ihr Menschen vergessen habt, obwohl er existierte…«

»Atlantis!«

Diesmal überrascht ich sie. »Du kennst ihn als einer der wenigen?«

»Ja, ich hörte von ihm.« Zuviel wollte ich auch nicht verraten, sie mußte mit Informationen herausrücken. Mir gefiel dieses Zwiegespräch und gleichzeitig die Entwicklung des Falles. Daß er, der so einfach oder normal aussah, kurz vor einer so großen Wende stand, damit hätte ich nicht gerechnet.

Gedanklich faßte ich zusammen. Diese Person stammte aus Atlantis und hatte etwas mitgebracht, daß es schon in der damaligen Zeit gab. Eine Salbe, die die Menschen über Jahre hinweg am Leben hielt. Vielleicht eine Lebenssalbe oder das Elixier, nach dem die Menschheit schon seit ihrem Bestehen gesucht hatte.

Da taten sich ja unwahrscheinliche Perspektiven auf. Wer diese Salbe besaß, war Herr über Leben und Tod. Was würden Konzerne nicht alles hinlegen, um so etwas in ihren Panzerschränken verbergen zu können? Aber auch Gangster würden hinter der Salbe hersein, falls sich dies erst herumgesprochen hatte.

Wahrscheinlich sah sie mir meine Gedanken an, denn die Lippen verzogen sich zu einem Lächeln.

Außerdem nahm sie die linke Hand weg, so daß ich direkt auf den kleinen schwarzen Kasten schauen konnte. Er besaß eine rechteckige Form und einen normalen Deckel, den man hochklappen mußte.

Welch ein brisanter Inhalt!

Aber war er nicht auch gefährlich? Hatte ein Mensch überhaupt das Recht, so etwas wie diese Salbe zu benutzen und in den Kreislauf der Schöpfung einzugreifen?

Die Geburt, die Jugend, das Altern - es gehörte einfach dazu, und es war auch in meinen Augen ein gewaltiger Lernprozeß für die Menschheit, den man nicht durch solche und ähnliche Dinge

unterbrechen sollte.

»Wie lange werden sie leben?« fragte ich.

»So lange, wie ich es für richtig halte«, erklärte sie mir.

»Dann bestimmst du über ihr Sein und Nichtsein.«

»So ist es.«

»Und wer gibt dir das Recht?«

»Ich habe es mir genommen. Mir wurde es von den alten Göttern gegeben, als ich noch in dem Land lebte, das so fruchtbar und herrlich war, doch der Katastrophe leider nicht mehr ausweichen konnte. Als der Tod schon nach ihnen griff, zeigte ich mich ihnen. Sie nahmen mich mit offenen Armen, denn ich versprach ihnen nicht nur das Leben, auch die Rache an den Personen, die sie hatten töten wollen. Es lebte nur noch eine. Sie werden den Auftrag jetzt erfüllt haben.«

Ich nickte. »Das haben sie tatsächlich. Nur frage ich mich, weshalb du so lange gewartet hast.«

»Ich mußte es. Leider unterliege auch ich gewissen Zwängen, denn auf dieser Welt existierte etwas, das mich zurückhielt. Erst wenn dies vernichtet war oder wenn ihm die Kraft genommen wurde, konnte ich eingreifen. Es ist mir im Laufe der langen Jahre gelungen, in seine Nähe zu kommen, nur konnte ich es nie zerstören.«

»Wovon sprichst du?«

»Du kennst Atlantis. Vielleicht hast du auch von diesem anderen Phänomen gehört. Es sind die Flammenden Steine!«

Ich schwieg. Nicht weil ich keine Antwort gewußt hätte, mir schnürte einfach die Überraschung die Kehle zu. Wieder hatte die Unbekannte durch ihre Antwort einen Bogen zu einem Gebiet geschaffen, auf dem auch wir schon tätig gewesen waren. Und die Steine waren tatsächlich durch Magico zerstört worden. Diese Tatsache hatte Myxin, Kara und auch den Eisernen unwahrscheinlich frustriert. Sie wußten nicht mehr, was sie noch unternehmen sollten, um den Steinen wieder ihre alte Kraft zurückzugeben.

Und die blonde Frau war also die Nutznießerin geworden. Dieses Ereignis hatte also eintreten müssen, um sie aus ihrem Gefängnis zu holen.

»Du kennst sie auch?«

»Natürlich«, erwiderte ich rauh. »Die Steine sind mir ein Begriff. Ebenso wie die Personen, die sich dort aufhalten.«

»Myxin…«

»Sehr richtig.«

»Ich kenne ihn gut«, sagte die Unbekannte. »Hat er dir nie von mir berichtet?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Erwähnte er niemals den Namen Serena?«

»Auch das nicht«, gab ich zu. »Ich habe ihn auch nie danach gefragt.

Du wärst mir nicht in den Sinn gekommen, weil ich dich überhaupt nicht kenne.«

Sie lachte leise. »Myxin wird sich auch gehütet haben, von mir zu berichten. Ich bin eine Person, die er am liebsten aus seiner Erinnerung streichen will.«

»Aus welch einem Grund?«

»Ich war seine Geliebte!«

»Sei nur vorsichtig«, hatte Shao gesagt, als sich Suko von seiner Partnerin verabschiedete. »Wenn Myxin von allein kommt, habe ich das Gefühl, daß es brennt.«

***

»Das kann durchaus möglich sein.«

»Und wo trefft ihr euch?«

Suko lächelte. »Es ist ganz banal. Wir werden uns in der Tiefgarage treffen.«

»Und dann?«

»Ich weiß nicht, wie es weitergeht. Das ist allein Myxins Sache, wenn du verstehst.«

»Nein, ich verstehe nicht. Sei trotzdem vorsichtig.«

»Klar.«

Suko war nach diesem Abschiedsgespräch in die Tiefgarage gefahren und hatte gewartet.

Man konnte eine Person wie Myxin nicht auf eine Zeit festlegen. Wenn er sich mit jemandem treffen wollte, dann kam er auch, nur ließ er sich nicht auf eine Minute ein.

Doch er war schon da.

Wie ein Schatten tauchte er hinter einer Säule auf und stellte sich in das Licht der Notbeleuchtung.

Suko sah ihn, als er sich drehte, winkte ihm zu und ging zu ihm.

»Ich grüße dich!«

»Willkommen, Myxin.«

Der kleine Magier lächelte. Er machte auf Suko einen traurigen Eindruck. Wie jemand, der einen Schicksalsschlag bekommen hatte, den er kaum verdauen konnte.

»John ist nicht da - oder?«

»Nein, er ist in einer anderen Sache unterwegs. Eigentlich mehr privat, für Sir James.«

»Das ist nicht gut, denn es haben sich Dinge ergeben, die mir nicht gefallen.«

»Und welche?«

»Es hängt mit Magico und der Zerstörung der Steine zusammen. Wir waren entsetzt darüber, daß die Steine zerstört worden sind, aber wir waren uns auch darüber im klaren, daß diese Tatsache gewissen

Elementen Tür und Tor öffnet.«
»Meinst du damit irgendwelche schwarzmagischen Feinde?«
»Ja. Feinde aus alter Zeit, die durch die Kraft der Steine bisher in Schach gehalten worden waren. Es waren Gegner aus Atlantis. Sie konnten nicht erscheinen, die Steine standen dagegen, aber Magico hat sie vernichtet. Sein Erscheinen war für mich der Anfang von einem Ende gewesen. Ich weiß nicht, ob es uns gelingt, die Stellung zu halten. Wir alle sind verunsichert. Selbst der Eiserne findet keine Lösung mehr. Es wird immer schwieriger. Um Überlegen zu können, brauchen wir auch eure Hilfe.«
»Ist denn schon etwas geschehen?« fragte Suko.
Myxin starrte für einen Moment ins Leere, bevor er weitersprach. »Direkt nicht, indirekt schon. Ich habe auf geistiger Ebene die Nachricht bekommen, daß sich eine bestimmte Person auf den Weg gemacht hat, um die Steine zu übernehmen.«
»Wer ist es?«
»Serena.«
»Tut mir leid, ich kenne sie nicht.«
Myxin lächelte verständnisvoll. »Das kann ich mir vorstellen. Serena lebte, als ich auch bereits da war. Wir beiden existierten zu der Zeit, die du als Vergangenheit umschreibst. In Atlantis. Wir standen uns einmal sehr nahe«, fügte er mit ernster Stimme hinzu. »Zudem hatte sie sich mit meiner Mutter Macha Rothaar zusammengetan. Aber das nur für eine kurze Zeitspanne.«
Suko überlegte. »Sehr nahe habt ihr euch gestanden?«
»Ja.«
»Kann ich davon ausgehen, daß ihr an so etwas wie Heirat gedacht habt, wenn es das bei euch Schwarzblütlern gab?«
»Nein, Suko.« Myxin ging einen Schritt zur Seite. »Das nicht. Aber wir waren schon sehr befreundet.«
»Wie du es jetzt mit Kara bist?«
»So ähnlich.«
Suko nickte. Er konnte sich vorstellen, wie es in dem kleinen Magier aussah. Myxin stand schon seit langem nicht mehr auf der Seite der Schwarzblütler. Er hatte ihnen abgeschworen, setzte seine Kräfte für eine gerechte Sache ein und wurde nun wieder direkt an die früheren Zeiten erinnert. Für ihn mußte das schlimm sein.
»Habt ihr euch getrennt?«
»So kann man es nicht nennen. Es gab zwischen uns Interessenkonflikte. Wir beide wollten mehr Macht und standen uns dabei im Weg. Sie hat sich stets für mächtiger gehalten und wollte demnach auch führen.«
»Gab es einen Grund?«
Myxin drehte sich um. Jetzt war sein Gesicht wieder besser zu

erkennen. Schatten lagen auf den Wangen. »Leider!« flüsterte er nach einer Weile. »Ich habe sie damals unterschätzt, denn sie besaß etwas, das ungeheuer wertvoll war. Ein Traum der damaligen Menschheit schon. Und auch einer der heutigen. Es war die Lebenssalbe…«

Vielleicht hätte sich Suko überrascht oder auch geschockt zeigen müssen, aber er sagte nichts. »Die Lebenssalbe?« wiederholte er, »darunter kann ich mir nichts vorstellen.«

»Es ist eine Wahnsinnssache, würde man heute sagen. Ein Super-Produkt, eine aus magischen Häuten und Fetten hergestellte Salbe, die einem Menschen das Leben verlängert.«

»Ewiges Leben?«

»Nicht ganz.«

»Das ermöglicht die Salbe?«

»So ist es.«

»Kannte nur Serena sie?«

»Das weiß ich nicht. Das Rezept ist irgendwann in finsterer Vergangenheit erfunden worden. Niemand weiß, wer die Salbe je zuerst hergestellt hat, aber es gab ihn. Und diese Person hat auch Serena das Rezept überliefert. Sie wollte durch den Besitz der Salbe dokumentieren, wie mächtig sie ist und mich in den Hintergrund drücken. Ich ließ es mir nicht gefallen, so trennten wir uns.«

»Friedlich?«

»Nein, durch einen Kampf.«

»Wer hat gewonnen?«

»Keiner.«

»Das hatte ich mir gedacht, jetzt, wo du sagst, daß Serena zurückgekehrt ist. Und nur die Macht der Steine hat sie bannen können?« erkundigte sich Suko.

»So war es. Die Steine hat Magico zerstört, sie sind ein Nichts. Andere Dämonen bekommen freie Bahn, Serena hat es uns sehr deutlich bewiesen. Sie konnte sich aus ihrem Versteck, in dem sie die langen Zeiten verbracht hatte, lösen und wird sich nun auf den Weg machen, um die Steine und uns zu finden.«

»Allein?«

»Ich weiß es nicht, aber ich schätze sie nicht so ein. Serena hat sich immer abgesichert. Ich kann mir vorstellen, daß sie sich auch in der heutigen Zeit Helfer besorgt hat. Menschen oder Monstren, die ihr zu Willen sind, die nur das tun, was sie für richtig hält. Es kann schlimm werden.«

»Und sie ist tatsächlich stärker als Kara, du und der Eiserne?«

»Das möchte ich nicht herausfinden. Ich weiß nicht, was sie sonst noch an Waffen besitzt, jedenfalls ist der Weg zu den Flammenden Steinen frei. Sie wird ihn gehen, und sie wird versuchen, das Gebiet unter ihre Kontrolle zu bekommen. Wehret den Anfängen, heißt es.

Deshalb habe ich euch bitten wollen, mir zur Seite zu stehen. John ist nicht da. Du mußt dich doppelt so hart einsetzen, wenn wir ihr gegenüberstehen.«

»Und was ist mit Kara?«

»Wie meinst du das?«

Suko lächelte breit. »Eigentlich ganz menschlich. Ich kann mir vorstellen, daß es ihr nicht gefällt, eine ehemalige Geliebte von dir in ihrer Nähe zu wissen.«

»Nein, das wird ihr bestimmt nicht gefallen. Aber was soll ich machen? Ich muß es darauf ankommen lassen.«

Suko hielt Myxin die Hand hin. »Meinen Segen hast du. Ich werde dich begleiten und an deiner Seite kämpfen.«

»Ich danke dir, Suko. Wir werden zu den Steinen reisen. Dein Motorrad brauchst du nicht. Die Reise wird eine magische werden.«

»Ich hätte es auch nicht mehr mitnehmen können, weil es in einer anderen Dimension verschollen ist.«

»Wirklich?«

»Würde ich dich anlügen?«

»Nein, aber diese Geschichte interessiert mich. Du kannst sie mir ein anderes Mal erzählen.«

»Falls Serena nicht stärker war als wir.«

»Das will ich nicht hoffen…«

Myxin kam auf Suko zu. Er legte dem Inspektor beide Hände auf die Schultern.

Suko sah, wie sich Myxin konzentrierte. Dessen Gesichtsfarbe nahm einen fast schon dunkelgrünen und leicht leuchtenden Farbton an. Er war ein Meister seines Fachs.

Telepathie, Telekinese und Teleportation waren ihm keine fremden Begriffe.

Sie benutzten die Teleportation, um sich von einer Stelle zu einer anderen zu bewegen.

Suko spürte noch das Kribbeln in den Adern. Ihm kam es vor, als wäre er an ein Stromnetz angeschlossen, und einen Moment später verschwanden die Wände der Tiefgarage…

***

Ein anderer Platz, keine andere Welt, aber trotzdem nicht normal. Dort fand Suko sich wieder.

Eingerahmt von vier Steinen, die einmal höher und mächtiger gewesen waren, jetzt aber Risse zeigten, wobei sie in den oberen Hälften große Anzeichen von Zerstörung aufwiesen.

Die Macht des Dämons Magico hatte die Steine nicht völlig zerfallen lassen, aber auch das hatte ausgereicht, um ihnen einen Großteil ihrer Macht zu rauben.

Für Kara, Myxin und den Eisernen waren es nur mehr Trümmer.
Auch über dem Gebiet der Flammenden Steine lag die klare Nacht. Unzählige Gestirnen sandten ihre Grüße zur Erde.
Die Steine und deren unmittelbare Umgebung sahen so völlig normal aus. Sie waren es auch und trotzdem nicht, denn ein normaler Mensch konnte sie nicht sehen. Um sie und die sie umgebenden Hügel herum lag ein unsichtbarer Schirm aus Magie, der die Steine den Blicken der normalen Menschen vorenthielt.
Wer jedoch innerhalb dieses magischen Kreises stand, sah einfach alles. So erging es auch Suko, der sich darauf freute, seine anderen Freunde wiederzusehen.
Kara umarmte ihn, der Eiserne Engel reichte ihm die Hand, und als er in die Gesichter der beiden schaute, las er den tiefen Ernst in ihren Augen. Es war nicht stockfinster. Myxin und der Eiserne hatten vier Feuer angezündet. Die Flammen loderten dort, wo auch die Steine standen, die so grau und tot wirkten.
Der Widerschein der Flammen hielt sich an keine Grenzen. Er fuhr auch zuckend in das magische Quadrat zwischen den Steinen hinein und malte dort ein Muster auf das Gras.
»Hat sich Serena schon gezeigt?« fragte Myxin.
Kara antwortete ihm. »Nein, bisher hielt sie sich zurück. Vielleicht kommt sie doch nicht.«
»Und ob sie kommt. Sie hat es mir auf telepathischem Weg übermittelt. Sie ist endlich frei, sie wird uns vernichten wollen und das hier übernehmen. Sie weiß, daß die Steine auch jetzt noch mächtig sind. Nicht alle Magie und Kraft konnten ihnen genommen werden. Hier kann sie sich eine Basis schaffen und vielleicht noch die alten Götter anbeten, die sie aus Atlantis her kennt.«
»Kann sie den Ring durchbrechen?« fragte Suko.
»Das ist die Frage«, gab Myxin zu. »Und auch gleichzeitig eine Hoffnung, wie ich meine.«
»Du rechnest also noch damit, daß er hält?«
»Ich kann wirklich nur hoffen.«
Der Chinese nickte. Auch er war nervös. Da stand er mit dreien seiner mächtigen Freunde zusammen, die nichts tun konnten. Sie standen nur da und warteten.
Er gesellte sich zum Eisernen Engel, dieser mächtigen Figur mit den beiden Flügeln auf dem Rücken. »Bist auch du machtlos?« erkundigte er sich leise.
»Ja.«
»Aber wieso, Eiserner? Ich kenne dich nicht mehr wieder. Du bist ein Schatten deiner selbst. Hast du nicht die Pyramide des Wissens? Kannst du sie nicht einsetzen?«
»Schon, aber…«

»Was ist?«
»Ich kann es dir nicht erklären. Vielleicht kämpfe ich, vielleicht auch nicht. Es stimmt mich traurig, daß meine Väter gefangen sind. Wenn es mir gelingen könnte, sie zu befreien…«
»Das sind doch Hirngespinste«, widersprach Suko. »Es gibt keinen Weg, das hast du selbst einmal gesagt.«
»Doch, es gibt einen!«
»Was?«
»Ja, aber ich kenne ihn noch nicht. Er hängt mit dem Spuk zusammen, mit dessen Abstammung…«
»Sternenmagie?«
»So wird es sein.«
»Und was hat dich plötzlich auf die Idee gebracht, daß es doch einen Weg gibt?«
»Serena.«
»Tut mir leid, ich verstehe es nicht.«
»Angeblich soll sie den Weg kennen, der es mir ermöglicht, die Magie aufzulösen, die meine Väter gefangen hält. Ich könnte es schaffen, die Stummen Götter zu befreien.«
Suko schaute den Eisernen starr an. »Das wäre ja ein gewaltiges Ding, ein Fortschritt, den man als unwahrscheinlich ansehen kann - oder nicht?«
»Das denke ich auch.«
»Und weshalb tust du nichts?«
»Ich halte mich vorerst zurück.«
»Hast du Serena schon im alten Atlantis gekannt?«
»Nicht persönlich, man hat von ihr gesprochen. Die Lebenssalbe war auch damals schon etwas Besonderes. Daß Serena diese Paste mit in neue Zeit genommen hat, kann ich zwar begreifen, aber ich weiß nicht, was sie damit will.«
»Macht. Sie will die Macht. Myxin und sie sind nicht eben die besten Freunde, das weißt du sicherlich auch. Sie wird kämpfen, um die Flammenden Steine zu übernehmen. Weißt du schon, wie du dann reagieren wirst?«
»Wie meinst du das, Suko?«
»Vergiß es.« Der Inspektor lächelte. »Es war eben nur so dahingesagt. Widmen wir uns anderen Dingen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie allein kommen wird. Welche Helfer könnte sie haben?«
Myxin hatte die Frage gehört. »Das weiß niemand«, erklärte er. »Mir ist nicht einmal bekannt, wo sie sich aufgehalten hat in der letzten Zeit.«
»Wie groß setzt du den Zeitraum an?«
»Ich würde sagen, zwanzig oder dreißig Jahre. Aber das wird sie uns sicherlich sagen.«

»Stehst du mit ihr in Verbindung?«
»Nein, sie schottet sich ab, aus welchen Gründen auch immer. Sie läßt mich nicht an sich heran, ich will es einmal so sagen.«
»Hat sie Gründe?«
»Wer weiß. Unter Umständen verfolgt sie einen ganz bestimmten Plan. Sie muß ihn haben, um die Steine unter Kontrolle zu bekommen.«
»Und sie müßte den magischen Schutzschirm lösen.«
Myxin nickte. »Das wird sich herausstellen. Wie ich sie aber einschätze, könnte ihr das gelingen.«
»Das hat noch niemand geschafft.«
Kara mischte sich in das Gespräch. »Du vergißt dabei Magico. Er kam und hat dieses Gebiet sehr geschwächt. Darunter hatte auch der magische Schirm zu leiden.«
»Die Chancen stehen also nicht sehr günstig für uns«, faßte Suko zusammen. »Was können wir trotzdem tun?«
»Warten, nur warten.«
»Und sie dann angreifen?«
»Das wird sie schon erledigen«, sagte Kara und schaute Myxin dabei an. »Ich glaube nicht, daß sie für dich noch etwas empfindet. Oder denkst du anders darüber?«
»Sie wird mich hassen.«
»Und mich ebenfalls«, sagte die dunkelhaarige Kara, die einen Hosenanzug trug, der sehr eng am Körper lag. In einer Scheide am Gürtel steckte das Schwert mit der goldenen Klinge, das sie von ihrem Vater Delios übernommen hatte. Mit diesem Schwert konnte sie nicht nur kämpfen, es ermöglichte ihr auch, in die Vergangenheit zu reisen und dort Kontakte zu knüpfen.
Nach wir vor trug Kara an einer schweren Bürde. Sie brauchte den Trank des Vergessens, der sich allerdings in den Händen des Spuks befand. Und der wiederum hatte vor kurzem, als Magico erschienen war, ihr einige Tropfen davon überlassen, so daß Kara etwas von der Kraft und Intensität spüren konnte, die der Trank in sich barg.
Den gesamten Inhalt würde er ihr nicht geben.
Suko dachte praktisch, bevor er die nächste Antwort gab. »So wie ich diese Serena einschätze, wird sie nur mit drei Gegnern rechnen und nicht mit mir. Liege ich da richtig?«
Die anderen nickten.
»Dann könnte ich mich unter Umständen verstecken und euch den Rücken freihalten.«
»Daran haben wir auch schon gedacht«, sagte Kara. »Aber rechne damit, daß sie es fühlt, auch wenn du dich versteckt hältst. Sie ist gewitzt, sie beherrscht Dinge, von denen die Menschen träumen, und sie besitzt die Salbe.«

»Zudem ein gewaltiges Wissen, wie mir der Eiserne sagte«, fügte Myxin hinzu.

»So redet man wenigstens.«

Suko deutete auf die Blockhütte. »Ich gehe dort hin. Sie ist nicht zu weit entfernt. Ich kann alles unter Kontrolle halten. Einverstanden?«

Myxin wollte eine Antwort geben, doch plötzlich geschah etwas anderes.

An vier verschiedenen Stellen im Umkreis der Flammenden Steine blitzte es gelbgrün auf. Es waren nicht nur kurze Kugelblitze, sondern lange Lanzen, die sich zu verschiedenen Seiten hin verteilten und hineinstachen in die Finsternis.

Nur für einen Moment waren sie zu sehen, dann legte sich die Finsternis wieder über das Land.

Suko schaute zu einem der bewaldeten Hügel hin, wo ebenfalls ein Blitz aufgeflammt war. »Wißt ihr, was das zu bedeuten hatte?«

Myxin gab die Antwort. »Sie hat es geschafft oder ihre Helfer. Der magische Ring ist durchbrochen.«

»Serena und ihre Helfer haben freie Bahn!« fügte Kara noch hinzu. Ihre Stimme hatte tonlos geklungen. Gerade für Myxin und sie mußte es ein Schock sein, daß es ihren Gegnern gelungen war, die Sperre gerade um ihr Gebiet aufzulösen.

Suko nickte den beiden zu. »Es wird Zeit für mich«, sagte er und ging auf die Hütte zu. Bevor er sie betrat, drehte er sich noch einmal um. Sein Blick fiel auf die vier Feuerstellen an den Steinen. Sie sahen aus wie lebendige, tanzende Wesen, die voll innerer Unruhe steckten und ihre Schattenstreifen in das Quadrat warfen, wo sie über das Gras strichen, bevor sie sich auflösten.

Die Holztür war nur angelehnt. Suko drückte sie auf und betrat den dunklen Raum, in dem es frisch roch. Er wollte kein Licht machen und stellte sich direkt vor das Fenster. Für ihn ein idealer Beobachtungsplatz.

Zeit verstrich.

Über dem Gebiet lag die nahezu drückende Stille. Eine beklemmende Erwartung, die alle Anwesenden erfaßt hielt. Myxin und Kara zeigten normalerweise keine allzu starken menschlichen Gefühle.

Sie waren Wesen aus einer anderen Zeit, aber auch sie mußten spüren, daß sich etwas verändert hatte.

Suko hörte das Schaben der Tür und drehte den Kopf. Ein großer Schatten erschien auf der Schwelle. Es war der Eiserne, der sich bemühte, möglichst lautlos aufzutreten.

Und ebenso geräuschlos huschte er auf Suko zu.

»Was ist los?« wisperte der Inspektor.

»Du hast nicht vergessen, was ich dir über Serena sagte?« erkundigte sich der Eiserne.

»Natürlich nicht.«
»Wie hast du dich entschieden? Auf welcher Seite stehst du?«
Suko war verwundert. »Ich verstehe dich zwar nicht so recht, aber auf eurer.«
»Da gibt es noch einen Unterschied. Ich kann es nicht zulassen, daß Serena den Kampf unter Umständen verliert, weißt du das?«
Suko trat einen halben Schritt zurück, und sein Gesicht nahm einen mißtrauischen Ausdruck an.
»Ich könnte es unter Umständen verstehen, aber nicht begreifen.«
Der Eiserne schüttelte den Kopf. »Tu dir selbst einen Gefallen. Halte dich heraus.«
»Was verlangst du?«
»Nichts. Ich möchte nur nicht, daß Kara und Myxin sie vernichten. Du verstehst doch?«
»Dann stehst du auf Serenas Seite?«
»Ich weiß es nicht genau.«
Suko befand sich in einer Zwickmühle. Wie er sich auch entschied, es war immer falsch. Er wunderte sich, wie der Eiserne Engel all das verwarf, das ihm einmal lieb und wert gewesen war.
»Hast du dir alles gut überlegt?«
»Ich hatte Zeit genug.«
»Und du weißt, was du von mir verlangst?«
»Natürlich.«
Suko schaute nach draußen. Er sah nichts. Nur die vier tanzenden Feuer, und die langen Schatten, die von ihnen produziert wurden und schlangengleich über den Boden huschten.
Er war jedoch davon überzeugt, daß Kara und Myxin irgendwo im Verborgenen steckten und die Szene genau beobachteten. Zwei Menschen, die ihm vertrauten, denen auch er vertraute.
Ausgerechnet sie sollte er jetzt verraten. Denn was der Eiserne verlangte, kam ihm wie ein Verrat vor. Suko spürte, daß sich seine Finger wie von selbst krümmten und er die Hände zu Fäusten ballte.
In seinen Augen brannte es, er focht einen innerlichen Kampf aus, der von Sekunde zu Sekunde an Härte zunahm.
Man zwang ihn da in eine Sache hinein, die er nicht verantworten konnte.
Der Eiserne stand hinter ihm. Suko sah seinen Schatten in der Scheibe. Er kam ihm plötzlich drohend vor, und es rieselte kalt über seinen Rücken.
»Du kämpfst, nicht wahr?« fragte der Engel ihn.
»In der Tat!«
»Ich brauche jetzt eine Entscheidung. Dein Wort, Suko, genügt mir. Dafür kenne ich dich zu lange.«
»Also gut.« Der Inspektor holte tief Luft. »Ich kann dir leider nicht

zustimmen.« Er drehte sich um, wollte noch etwas erklären, als er bereits die Faust des Eisernen sah.

Sie tauchte wie ein gewaltiger Felsbrocken vor seinem Gesicht auf und hämmerte voll hinein.

Suko war kein Schwächling, er konnte auch einstecken und ebenso austeilen, aber dieser Schlag vernichtete sein Bewußtsein auf der Stelle. Er merkte nicht einmal mehr, daß er fast noch rücklings in die Scheibe gefallen wäre.

Der Eiserne war da, fing ihn auf und ließ den Bewußtlosen zu Boden gleiten.

Für einen längeren Moment schaute er in das bleiche und starre Gesicht des Chinesen. »Es tut mir leid, Suko, aber leider ging es nicht anders…«

***

Myxin hatte eine Geliebte gehabt. Und ausgerechnet sie wartete auf ihn. Wie würde Kara dazu stehen, wenn sie davon erfuhr? Über 10 000 Jahre lagen dazwischen, und trotzdem hatte die Vergangenheit uns eingeholt. Das war kaum zu fassen.

Der kleine Magier und eine Geliebte, die ihn jetzt haßte und ihm den Tod an den Hals wünschte. Ich schaute in ihr Gesicht, in dem sich kein Muskel regte. Der Blick blieb ausdruckslos. Er war ebenso falsch wie die Stimme geklungen hatte, und sie auch mir die nächste Frage stellen.

»Haßt du ihn?«

»Ja, ich hasse- ihn. Er hat mich hintergangen, er hat mich betrogen, er hat mich geblendet. Ich kann ihm nicht mehr vertrauen, denn wahrscheinlich wollte er nur eines, die Lebenssalbe!«

»Hat er dir das gesagt?«

»Nein, er sprach nie davon, aber ich weiß es. Es hat lange gedauert, bis die Macht der Steine gebrochen war, und es mußte erst Magico kommen, um dies zu schaffen. Jetzt aber ist der Weg für mich frei. In der Nähe habe ich gelauert, nun schlage ich zu.«

Als sie die letzten Worte sprach, da schienen Flammen durch ihre Augen zu huschen, doch sehr schnell bekam der Blick wieder seine normale Leere.

Ich mußte das Gespräch in Gang halten, denn diese Person war mit ihren Gefühlen und Gedanken ganz woanders. »Willst du jetzt zu ihm oder noch etwas warten?«

»Ich muß die letzte Strecke überwinden. Die magischen Steine sind endlich für mich offen.«

»Da gab es doch einen magischen Schirm.«

Sie lachte. »Der existiert nicht mehr. Meine Kraft ist auch auf meine vier Diener übergegangen. Sie haben dafür Sorge getragen, daß die

Barriere überwunden wurde. Sie war noch vorhanden, aber sehr geschwächt, seit Magico eingriff.«

Ich konnte mir durchaus vorstellen, daß sie mir keinen Bären aufgebunden hatte und wurde allmählich nervös. Was mochten sich bei den Steinen für Szenen abgespielt haben. Myxin, Kara und der Eiserne gehörten zu den Personen, die sich wehrten, wenn sie attackiert wurden. Sicherlich würden sie es auch gegen diese vier Eindringlinge versuchen. Mir war nicht bekannt, wie stark die Kräfte der Serena tatsächlich waren, aber mit Zombies konnte ich ihre Diener nicht vergleichen. Im Verhältnis zu den tumben lebenden Leichen waren sie ungemein mächtig.

Wenn ich in die Tiefe schaute und mich nicht allein auf die Gestalt konzentrierte, hatte ich das Gefühl, als würde die Gestalt innerhalb des Gesteins schwimmen. Noch hielt sie die Schachtel fest, in der sich die Lebenssalbe befand.

Sie hatte die vier Diener gestärkt, sie möglicherweise resistent gegen viele Angriffe gemacht und konnte jetzt zusammen mit ihnen darangehen, die magischen Steine zu erobern.

Aber zusammen mit mir.

Für mich kam nichts anderes in Frage, als diese magische Brücke. Dieses Tor hatte Serena aufgenommen. Was also sprach dagegen, daß es auch mich aufnahm?

Ich trat den ersten Schritt vor, den zweiten - und hörte plötzlich ihren Ruf.

»Hüte dich!«

Nein, ich hütete mich nicht, stieß mich ab und sprang mit beiden Beinen zuerst auf die Gestalt zu…

***

Sie hörten beide das Rauschen des kleinen Baches, der das kleine Tal sprudelnd durchfloß. Obwohl sich Kara und Myxin gegenseitig nicht sahen, weil sie hinter verschiedenen Steinen versteckt standen, existierte zwischen ihnen eine telepathische Verbindung.

Beide hatten sich darüber abgesprochen, vorerst nichts zu tun und abzuwarten, wer sich näherte.

Sorgen bereitet ihnen, daß der magische Schirm an vier verschiedenen Stellen durchbrochen worden war, sie hatten es demnach mit mehreren Gegnern zu tun.

Und mit Serena!

Kara trug Suko nicht nach, daß Serena einmal die Geliebte des kleinen Magiers gewesen war. Das lag lange zurück, sie hatten sich noch nicht gekannt und zudem damals auf verschiedenen Seiten gestanden. Sie waren stark verfeindet gewesen.

Doch das gemeinsame Ziel, gegen das Böse anzukämpfen, schweißte

sie zu einem Team zusammen.
Und die Flammenden Steine waren zu ihrem Domizil geworden, das nun den großen Anschlag eines Urzeit-Dämons nicht überstanden hatte.
Das bereitete ihnen Sorgen. Magico gab es nicht auf. Aber er hatte durch sein Erscheinen den Weg für Serena freigemacht, und beide gingen davon aus, daß Magico und sie irgendwie zusammenhingen. Vielleicht wußte der eine etwas vom anderen und umgekehrt.
Noch herrschte Stille. An das leise Murmeln des kristallklaren Wassers hatten sie sich längst gewöhnt. Kara und Myxin würden hören können, wenn sich jemand näherte.
Und sie spürten so etwas auch. Bei einer fremden Magie reagierten ihre Körper und geschärften Sinne wie Seismographen.
Kara spürte es zuerst. Sie schickte eine gedankliche Botschaft auf die Reise. »Sie kommen.«
»Wo?«
»Ich weiß es nicht genau, aber sie sind bereits in unser Gebiet eingedrungen.«
»Dann warte ich.«
»Ich gebe dir Bescheid, wenn ich Sie sehe.«
An vier verschiedenen Seiten war der Schirm durchbrochen worden. Und von vier verschiedenen Seiten schlichen auch die Gestalten heran, so daß jeder von ihnen praktisch an einen Stein trat, um sich dort orientieren zu können.
Noch traten sie nicht in den Restschein des Feuers. Sie blieben im Finstern, aber wer gute Augen besaß, der sah auch ihre Bewegungen.
Myxin bewegte sich ebenfalls. Er hatte seinen rechten Arm ein wenig angewinkelt und schob seine Hand in den Ausschnitt seines langen Mantels, denn er wollte an eine bestimmte Waffe herankommen.
Es war die Totenmaske aus Atlantis!
Mit atlantischer Magie hatten sie es hier zu tun, mit atlantischer Magie wollten sie auch die Feinde bekämpfen.
Auch Kara blieb nicht ruhig stehen. Eine normale, dennoch sehr kräftige Frauenhand legte sich auf den Griff des Schwerts. Als Kara die Waffe hervorzog, gab es kaum ein Geräusch. Nur die Ausläufer des Feuers warfen blitzende Reflexe auf die schmale Klinge, die zudem noch leicht gekrümmt war.
Dieses Schwert war eine außergewöhnliche Waffe und von Nathan, einem außergewöhnlichen Schmied hergestellt worden. Im Feuer des Guten oder des Lichts hatte er es geschmiedet, und nun befand es sich in den Händen von Kara, der Schönen aus dem Totenreich.
Sie stand an der Innenseite des Steins und hatte sich mit ihrem Rücken fest dagegen gepreßt.
Myxin hielt sich weiter entfernt auf. Sie konnten sich gegenseitig

vertrauen. Und Kara rechnete auch damit, daß sich der kleine Magier zumindest einen der Eindringlinge vornehmen würde, wenn nicht zwei. Zudem wartete noch der Eiserne Engel, und auch Suko befand sich als Rückendeckung im Hintergrund.

Da konnte nichts schiefgehen…

Kara beugte ihren Oberkörper ein wenig vor. Sie wollte sehen, wenn der erste Gegner erschien, ihm keine Chance lassen und direkt zuschlagen. Auch den Kopf bewegte sie mit, doch sie geriet leider zu nahe an das Feuer heran, so daß sie von den tanzenden Flammen für einen Moment geblendet wurde.

Das mußte einer dieser Eindringlinge gesehen haben. Urplötzlich war er da. Kara hörte noch ein leises Klirren, als er die Kette, die er mit beiden Händen festgehalten hatte, plötzlich losließ und sie sofort in Karas Richtung schwang.

Das geschah blitzschnell, sehr routiniert. Kara zuckte noch zurück, aber sie prallte mit dem Rücken gegen eine Steinkante und wurde dadurch behindert.

Auch das Schwert konnte sie nicht einsetzen. Der Schlag erwischte sie am Körper.

Zum Glück nicht im Gesicht, sondern in Höhe der Hüfte. Sie hörte in ihrem Schädel einen gedanklichen Schrei, den Myxin ausgestoßen hatte, dann sackte sie zu Boden.

Der andere kam noch einen Schritt näher.

Kara konnte ihn genau sehen. Diesen mächtigen Körper, das fahle, halblange Haar, die metallisch glänzenden Augen, und sie sah, daß er seinen rechten Arm hochschwang.

Die Kette war verdammt lang. Wenn er sich beim Schlag nach unten bückte, würde sie ihn auch erwischen.

Kara rollte sich zur Seite, und zwar in das Innere des Quadrats hinein.

Die Kette pfiff durch die Luft. Das Klirren der einzelnen Glieder glich einer tödlichen Melodie, aber kein Teil der Kette erwischte den Körper der Frau.

Mit einem dumpfen Geräusch hämmerte der Unheimliche mit dem fahlglänzenden Körper in das Gras.

Jetzt war Kara an der Reihe!

Ihr Gegner kam nicht dazu, seinen Arm wieder zu heben, da drehte sie sich mit einer geschmeidigen Bewegung wieder auf die Beine und sah den mächtigen Körper in Schlagweite ihres Schwerts vor sich.

Der folgende Rundschlag wurde mit einer gleitenden Bewegung geführt, halbhoch angesetzt und traf voll.

Die Klinge rammte seitlich gegen die Hüfte des Kettenschwingers, und Kara, die ihrem Schwert vertraute, glaubte, es auch hier optimal einsetzen zu können.

Es sah auch im ersten Moment so aus. Der Andere zitterte, als würden ihn Stromstöße durchschlagen. Er mußte einfach fallen, und Kara schritt schon zurück, als sie ihren Irrtum erkannte.

Von dem grüngelben Blitz wurde Serenas Diener eingehüllt. Der Blitz entsprang dort, wo Kara die Gestalt mit der goldenen Schwertklinge getroffen hatte.

Mehr geschah nicht…

Das Monstrum fiel nicht, es war nicht einmal verletzt worden. Eine für Kara kaum vorstellbare Tatsache, denn bisher hatte sie sich immer auf ihr Schwert verlassen können.

Weshalb hatte es versagt?

Daran mußte Serena indirekt die Schuld tragen. Sie hatte von den Göttern die Lebenssalbe bekommen und die Körper ihrer Diener damit eingerieben. Deshalb gaben sie auch diesen fahlen Glanz ab.

Er gehörte eigentlich zu der hauchdünnen Salbenschicht. Aber diese Paste schaffte noch mehr. Sie gaben dem Körper einen Schutz, der auch gegen Waffen wie das Schwert mit der goldenen Klinge wirkte.

Das Leuchten verschwand. Es sah so aus, als würde es in den Körper hineinfahren, dort bleiben, ohne der Gestalt irgendwie zu schaden, die wieder vorging.

Sie schwang ihren rechten Arm. Dabei baumelte die Kette an die Seite und gab die entsprechenden Geräusche von sich. Das Klirren war einfach nicht zu überhören, auch nicht von Myxin, der mit seinen Gegnern ebenfalls Schwierigkeiten bekommen hatte..

Sie waren dabei, ihn einzukreisen. Und sie trugen Waffen oder Werkzeuge mit sich, die sie schon bei ihrem letzten Auftritt im Bergwerk vor 30 Jahren besessen hatten.

Es waren die Spitzhacken, die in ihren Händen zu wahren Mordinstrumenten umfunktioniert wurden.

Myxin ließen sie keine Chance, die Totenmaske vor das Gesicht zu pressen. Ihre Arme arbeiteten und schaufelten wie Automaten. Sie hielten die Spitzhacken fest, als wären es nur mehr leichte Gegenstände aus Pappe und nicht Dinge, die aus Holz und Eisen bestanden.

Sehr oft schlugen sie nach dem kleinen Magier, der es geschafft hatte, immer auszuweichen.

Manchmal wurde er nur sehr knapp verfehlt, und er dachte daran, daß ausgerechnet er innerhalb der Flammenden Steine wie ein Hase gejagt wurde. Man hetzte ihn auf seinem ureigensten Gebiet, in das nie Feinde in so einer Zahl eingedrungen waren.

Die Schläge erfolgten schnell und auch präzise. Oft nur durch rasches Körperdrehen konnte Myxin ihnen entgehen. Er hatte bisher sogar unwahrscheinliches Glück gehabt, daß man ihn nicht traf, und als er mit dem Rücken gegen einen der Steine stieß, jagte abermals die

gefährliche Waffe auf ihn zu.

Der kleine Magier tauchte zur Seite. Er hatte Glück, denn die Klinge verfehlte ihn nur um Haaresbreite. Sie hackte gegen den Stein. Das dabei entstehende Geräusch klang hell, aber es trieb Myxin eine Gänsehaut über den Rücken, weil einer seiner geliebten Steine getroffen worden war. An die Maske ließen sie ihn nicht herankommen, deshalb mußte er sich auf andere Kräfte verlassen.

Packte man sie vielleicht durch die Para-Kräfte?

Der erste kam.

Er ging geduckt. Myxin hatte sich hinter den Stein gestellt, den der andere zunächst noch umrunden mußte. Den Griff hielt er mit beiden Händen fest, der Kopf war gebeugt, auch etwas vorgedrückt, die glänzenden Augen starrten Myxin an.

Der blieb noch stehen und konzentrierte sich dabei. Er konnte sich hier einfach nicht den Rest der Nacht jagen lassen. Zwischen ihm und seinem Gegner befand sich noch ein Feuer. Die Flammen tanzten und beleuchteten auch Serenas Diener.

Seine Augen standen weit offen. Der Widerschein des Feuers spiegelte sich darin, manchmal huschten die Schatten auch über das breite Gesicht.

Myxin blieb stehen wie eine Eins!

Telekinese hieß das Gebot der Stunde. Er wollte den anderen durch seine geistigen Kräfte wegschaffen.

Aber wie schwer war dies!

Der kleine Magier strengte sich an. Er spürte den Widerstand, der ihm entgegenwehte. Irgendwie schien es die Gestalt mitbekommen zu haben, was da vor sich ging. Sie wollte töten, sie strengte sich an und hob bereits die Arme.

Es war eine schwere Arbeit, da Myxin dank seiner Kräfte bereits dagegenhielt.

Intervallweise ruckten die Arme hoch. Dabei warf die Spitzhacke einen großen Schatten auf den Boden, der dort wie ein drohendes Bild stand. Zugleich bekam er Verstärkung, denn hinter ihm erschienen zwei weitere seiner Artgenossen.

Myxin geriet in die Klemme. Wenn er in den nächsten Sekunden es nicht schaffte, war es aus.

Noch einmal kämpfte er gegen Serenas Diener - und schaffte es. Er hörte das Ächzen aus dem Mund des Zombies, sah, wie dieser sich drehte, zur Seite fiel und genau in das Feuer kippte. Die Flammen loderten noch einmal auf. Holzstücke zerknackten und wurden in die Höhe geschleudert.

Als glühende Teile wirbelten sie davon und verschwanden im Grasteppich. Myxin aber bekam Zeit, sich die Maske aufzusetzen.

Und Kara kämpfte inzwischen weiter. Sie hatte ihren ersten Schock

überwunden. Zum Glück stand sie auf den Beinen und hörte das Klirren und Pfeifen der Kette, wenn ihr Gegner zuschlug.

Er versuchte es immer wieder, sie mit einem harten Schlag von den Beinen zu reißen, aber die Schöne aus dem Totenreich bewegte sich sehr schnell, so daß die Kette bisher gefehlt hatte.

Sie war auch mal gegen die Steine geschlagen, ohne sie allerdings zerstören zu können. Soviel hielten die Steine immerhin aus, auch wenn sie einen Teil ihrer Kraft eingebüßt hatten.

Wieder wich Kara aus, als die Kette heranpfiff. Diesmal kam sie von oben nach unten, wuchtete neben Kara auf den Boden, der von den einzelnen Gliedern aufgerissen wurde, so daß Grasklumpen in die Höhe flogen. Kara wollte mit der freien Hand zufassen, um der Gestalt die Kette entreißen zu können.

Sie griff ins Leere, denn diese Schlagwaffe wurde gedankenschnell zurückgerissen.

Und der nächste Angriff kam.

Kara riß ihr Schwert hoch. Sie hatte es eigentlich nicht machen wollen, diese Bewegung entstand aus einem Reflex. Wie ein Band wickelte sich die Kette um die Klinge.

Auf so etwas hatte der Angreifer natürlich gewartet. Er setzte seine gewaltigen Kräfte ein, riß an der Kette, die sich von der Klinge nicht löste.

Kara wurde auf den anderen zugeschleudert. Sie sah die Gestalt übergroß vor sich, schlug mit der Hand gegen die Brust und hatte den Eindruck, vor eine Metallklappe gedroschen zu haben. Aus so einem harten und widerstandsfähigen Material war dieser Körper geschaffen. Die Salbe hatte ihm tatsächlich den Metalleffekt gegeben.

Eine Hand griff zu. Kara spürte sie in ihrem Nacken. Schon beim ersten Griff stellte sie fest, daß sie gegen die Klaue nicht ankam. Da, war ihre Chance gleich Null.

Sie sackte zusammen, hing im Griff des Zombies wie eine Puppe und spürte, wie der andere ihren Hals langsam zudrückte. So konnte er sie ohne weiteres erwürgen.

Vor ihr tanzten Schatten. Es waren die übrigen Gestalten, die durch den Widerschein des Feuers huschten. Von Myxin sah sie nichts, und der Eiserne griff auch nicht ein.

Kara bekam es mit der Angst zu tun.

Sie wollte um Hilfe rufen, die Stimme versagte. So hockte sie am Boden, ihr Gesicht zeigte einen verzerrten Ausdruck, weil es von der Todesangst gezeichnet war. Sie, die auf kaum erklärbare Art und Weise über 10 000 Jahre überlebt hatte, sollte nun zwischen den Flammenden Steinen sterben.

»Myxin!«

Es war ein geistiger Schrei nach Hilfe, und sie hoffte, daß er noch

ankam.

Der kleine Magier hörte ihn. Er hatte sich den anderen beiden stellen wollen, der erste kroch aus dem Feuer und zeigte kein Interesse mehr an ihm.

Da hörte er den Ruf.

Er drang wie ein Blitzschlag in sein Gehirn. Myxin nahm sich nicht mehr die Zeit, die Maske vor das Gesicht zu pressen, statt dessen drehte er sich herum, lief einige Schritte vor und erkannte plötzlich die grausame Wahrheit.

Seine Kara sollte erwürgt werden.

Sie kniete am Boden, der Mörder stand hinter ihr und hielt seinen Arm ausgestreckt, dessen weit geöffnete Hand er in den Nacken der Frau preßte.

So hielt er sie, so drückte er sie zurück, so daß ihr Gesicht den Boden fast berührte.

»Halt!«

Myxin hörte sich schreien. Der Zombie hob den Kopf, als ihn die geballte Tele-Kraft des Magiers traf.

Für einen Moment veränderte sich der Blick in Myxins Augen. Er wurde hart, fast flammend und schillerte dunkelgrün.

Den Zombie riß es in die Höhe. Er brüllte auf, als würde er zerstört. Wie eine Puppe taumelte er davon. Die Kette schleifte er hinter sich her, mit dem Rücken prallte er gegen einen Stein, drehte sich dort und fiel auf den Bauch.

Myxin eilte auf die schwankende Kara zu. Sie bekam kaum mit, daß ihr der kleine Magier das Schwert aus der Hand wand und mit der Waffe zu dem Zombie hinlief.

Neben ihm blieb er stehen, hob das Schwert an und ließ die Klinge nach unten sausen.

Sie prallte ab.

Myxin erlebte das gleiche wie Kara. Die Klinge, magisch geladen, gestählt im Feuer des Lichts, kam einfach nicht durch. Sie prallte ab, wo sie noch einen grünen Funkenstrom hinterließ, der die Umrisse des Zombies nachzeichnete.

Er war *nicht* erledigt!

Das Schwert aber schlug zurück, als hätte es noch einmal einen Drall bekommen. Auch Myxin ging wieder von dem Zombie weg, verständnislos den Kopf schüttelnd.

Regungslos lag der andere am Boden, aber er war nicht vernichtet worden.

Sich um ihn zu kümmern, fehlte dem kleinen Magier einfach die Zeit. Für ihn war Kara viel wichtiger. Er hatte sie selten in einer so lebensgefährlichen Lage gesehen wie in den letzten Sekunden.

Noch kniete sie, massierte ihren Hals, während Myxin sie anfaßte

und in die Höhe zog. »Lauf zurück in das Blockhaus«, sagte er, doch Kara schüttelte mit schmerzverzerrtem Gesicht den Kopf.

»Wir müssen sie besiegen!« keuchte sie.

Dieser Ansicht war auch Myxin. Nur fragte er sich, wo die vier Zombies steckten.

Zwei von ihnen sah er.

Der eine war ins Feuer gefallen. Er lag noch immer dort und rührte sich nicht.

War er tatsächlich erledigt?

Das konnte der kleine Magier kaum glauben. Es wäre auch zu schön gewesen, deshalb schaute er sich den an, den das Schwert nicht hatte töten können.

Auch diese Gestalt lag regungslos. Die Haut glänzte matt. Myxin drehte ihm die gefährliche Kette aus der Hand und schleuderte sie zu Boden.

Es war still geworden. Jeden Schritt hätte er gehört, er suchte nach sich bewegenden Schatten, aber da war nur das von den vier Feuern produzierte Verwirrspiel aus Hell und Dunkel zu sehen.

Myxin wunderte sich darüber, daß die Zombies so regungslos liegen blieben. Er ging zu Kara und sprach mit ihr über dieses Phänomen. »Wir haben sie doch nicht ausgeschaltet - oder?«

»Nein, das scheint mir auch so.«

»Was also ist es?«

Myxin schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht genau. Ich kann mir nur vorstellen, daß ich sie durch meine Para-Kräfte irgendwie gelähmt habe. Vernichtet sind sie ja nicht. Und jeder Dämon hat irgendwo eine schwache Stelle.«

»Da hast du recht.«

»Leider weiß ich nicht, wo ich die beiden anderen finden kann. Hast du nicht gesehen, wo sie hingelaufen sind?«

»Nein.« Kara war noch immer gehandicapt und hielt sich den schmerzenden Hals. »Ich wundere mich nur, daß der Eiserne nicht eingegriffen hat. Er muß doch gesehen haben, daß es uns nicht gerade gut ging.«

Myxin hob die Schultern. »Auch Suko hat sich nicht sehen lassen. Wahrscheinlich nahmen sie Rücksicht. Sie wußten ja, daß es unser Gebiet ist, in dem sie sich bewegen, und wir sind hier die eigentlichen Herren.«

»Nicht mehr«, sagte Kara bitter.

Myxin entdeckte den vom Blockhaus her wandernden Schatten zuerst. Der Eiserne schaffte es, auch lautlos aufzutreten, und so hörten sie seine Schritte erst, als er fast vor ihnen stand.

»Du bist nicht gekommen?« sagte Kara sehr direkt. »Weshalb nicht?«

»Wurdet ihr nicht allein mit ihnen fertig?«

»Kaum.«

Der Eiserne schaute in die Runde und sah die beiden Gestalten im Gras liegen. »Die habt ihr geschafft.«

»Aber nicht vernichtet.«

»Sie leben noch?«

»Ja«, sagte Myxin. »Selbst Karas Schwert konnte sie nicht töten. Sie sind fast unbesiegbar.«

Der Eiserne hob die Schultern. »Wie ist das möglich? Habt ihr eine Erklärung?«

»Die gibt es schon. Wir denken an die Lebenssalbe, mit der ihre Körper eingerieben wurden.«

»Ist die so stark?«

»Anscheinend«, erwiderte Kara.

»Aber weshalb liegen sie da und rühren sich nicht? Wie habt ihr das geschafft?«

»Er hat es geschafft.« Kara deutete auf Myxin. »Er setzte seine Para-Kräfte ein und konnte ihnen einen Teil ihrer Kräfte entreißen. Das war unser Glück.«

Der Eiserne nickte nur. Er machte einen sehr nachdenklichen Eindruck. Kara und Myxin beobachteten ihn. Obwohl beide nicht darüber sprachen, verfolgten sie doch denselben Gedanken. Ihnen kam er verändert vor, längst nicht mehr so wie früher. Er wirkte introvertiert, wich ihren Blicken oft aus und schien an einem Problem zu kauen, über das er aber nicht sprechen wollte.

Myxin dachte an Suko. »Wo steckt unser anderer Freund?«

Der Eiserne schrak aus seinen Gedanken hoch und vollführte Armbewegungen im Halbkreis. »Suko wollte nicht in der Hütte bleiben. Er mußte sich umschauen. Vielleicht hat er sich zwischen den Hügeln verborgen gehalten. Ich rechne stark damit.«

»Das ist wenig effektiv«, meinte der kleine Magier.

»Was soll das bedeuten?«

Myxin lächelte. »So kenne ich ihn nicht. Das sieht mir schon fast nach einer Flucht aus.«

Der Eiserne verteidigte Suko. »Nein, es war abgesprochen, daß er und ich euch den Rücken freihalten.«

»Eben, habt ihr das getan?« Der Vorwurf aus Myxins Stimme war nur unschwer zu überhören.

Auch der Engel wurde mißtrauisch. »Was meinst du damit?« hakte er nach.

»Du bist verändert.«

»Das kann sein, aber ich denke daran, daß mir die ganze Sache nicht so recht gefällt. Auch du benimmst dich anders als sonst, als würdest du über ein Problem nachdenken.«

»Vielleicht ist das der Fall.«

»Dann rede mit uns darüber«, sagte Kara, die zwischendurch immer wieder einen Blick auf die beiden leblosen Gestalten geworfen hatte und beruhigt war, daß diese sich auch weiterhin nicht rührten.

Der Eiserne Engel hob den Kopf an. Er sprach ins Leere hinein, Myxin und Kara rahmten ihn ein.

»Diese Serena ist sehr mächtig, wie ich annehme.«

»Das stimmt«, gab Myxin zu.

»Ich habe etwas von ihrer. Kraft gespürt, und ich dachte auch an meine Zeit in Atlantis, als ich noch Anführer der Vogelmenschen war, ich habe dort viel erlebt. Es waren schöne, aber auch schlechte Zeiten. Viel lernte ich kennen, ich stand im Kontakt mit den Stummen Göttern, aber ich habe auch von den Großen Alten erfahren, zu denen ja auch mein Zwillingsbruder gehörte. Serena war mir zwar ein Begriff, nur bin ich ihr nie begegnet. Wie stark ist oder war sie wirklich, Myxin?«

»Sehr stark.«

»Das reicht mir nicht. Besaß sie altes Wissen?«

»Wie hast du das gemeint?«

Wußte sie über die Ursprünge Bescheid, die ja nicht auf unserer Welt geboren wurden, sondern weit zurücklagen. »Mit den Ursprüngen meine ich die Entwicklung der Magie, als sie geboren wurde und sich immer weiter ausbreiten konnte. Auch den Spuk darf man da nicht außer acht lassen. Er ist ebenfalls ein Dämon, der von den Sternen kommt. Magico haben wir erlebt, auch ein Urzeit-Dämon. Was ist mit Serena? Magico hat ihr den Weg zu den Steinen geebnet, damit sie ihre Pläne erfüllen kann. Ich gehe davon aus, daß sie Magico gekannt oder mit ihm in Verbindung gestanden hat. Damals, in einer anderen Zeit, als du noch an ihrer Seite warst.«

Der Eiserne hatte eine lange Rede gehalten. »Worauf willst du hinaus?« fragte Kara.

»Auf Serena. Noch ist sie nicht hier. Sie hat ihre Diener vorgeschickt, um die Lage zu sondieren, aber sie wird bald selbst hier, erscheinen, und ich möchte über sie informiert sein.«

Myxin hob die Schultern. »Es ist lange her, ich kann mich nicht mehr an Einzelheiten erinnern.«

»Aber du wirst doch mit ihr über gewisse Dinge gesprochen haben. Ihr standet damals auf einer Seite, auf der schwarzmagischen. Ihr werdet Pläne geschmiedet haben.«

»Das stimmt.«

»Und welche waren das?«

»Wir wollten herrschen, ebenso wie der Schwarze Tod, dessen Schatten zu der Zeit über den Kontinent fiel. Beide strebten wir nach Macht, das gebe ich zu, wobei Serenas Streben stärker war als das meinige, das sage ich auch.«

»Sie hat dir nichts von ihrem Wissen übermittelt? Nichts von den magischen Ursprüngen, wozu ich den Spuk ebenfalls zähle?«

»Nein.«

Der Eiserne schaute Myxin so skeptisch an, als würde er ihm kein Wort glauben. »Das kann ich nicht begreifen«, flüsterte er. »Es tut mir leid, wirklich.«

»Ich gebe zu, daß sie viel wußte und ich mich auch manchmal wunderte, aber sie hat das Wissen für sich behalten, weil sie auf ein bestimmtes Gebiet fixiert war. Sie wollte den Tod überlisten. Man hat ihr die Salbe gegeben, wer auch immer, und diese Paste ist für sie zum Lebensinhalt geworden.«

»Dir verriet sie das Rezept nicht?«

»Nein, es war ihr Geheimnis. Die Salbe allein interessierte sie. Ich war nur eine Beigabe. Deshalb haben wir uns auch getrennt. Sie kam aber nicht mehr dazu, sie einzusetzen oder auszuprobieren, weil Atlantis versank. Es ging unter. Unzählige Menschen starben, aber viele haben auch überlebt, wie Serena und ich.«

»Wahrscheinlich alle Mächtigen«, sagte der Eiserne. »Und die Steine ebenfalls.«

»Ja, sie können aus Atlantis stammen.«

»Oder aus Aibon«, sagte Kara dazwischen, »denn wir haben erlebt, daß es Überlappungszonen zwischen den beiden Bereichen gibt.«

»Sicher.« Der Eiserne wollte auf weitere Fragen nicht eingehen, er drehte sich um und schaute in die Nacht. Sein Gesicht war immer starr. Jetzt hob es sich hervor wie ein Schattenriß. Manchmal huschte der Widerschein einer Feuerzunge darüber hinweg.

Trotz ihres relativen Sieges fühlten sich weder Kara noch Myxin wohl in ihrer Haut. Es befand sich etwas zwischen ihnen, das sie störte. Sie schauten zu dem Eisernen und hatten das Gefühl, einen Fremden vor sich zu haben und keinen Freund.

»Eigentlich könnte Suko auch mal hier erscheinen«, meinte der kleine Magier.

»Ich sagte euch doch, daß er sich die Umgebung anschauen wollte.« Die Antwort des Eisernen klang fast schroff.

»Da kann ihm etwas passiert sein«, sagte Kara. »Schließlich befinden sich noch zwei weitere dieser Zombies in unmittelbarer Nähe.«

Sie wollte auch weitersprechen, doch Myxin legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Laß es, Kara.«

»Wieso? Was ist?«

»Ich spüre etwas«, flüsterte er. »Eine Veränderung. Ich kann sie innerlich ertasten.«

»Und was ist?«

Myxin nickte sehr bedächtig. »Wenn mich nicht alles täuscht, befindet sich Serena schon in der Nähe…«

***

Damit hatte sie wohl nicht gerechnet, daß es ein Mensch wagte, in ihr ureigenes Reich zu gehen, dementsprechend erstaunt und wütend fiel ihr Kommentar aus.

»Du wagst es, durch das Tor zu schreiten, um Dimensionen zu überbrücken?«

»Ja…«

Es war nur ein kurz gesprochenes Wort, denn ich war viel zu erstaunt, um mehr reden zu können.

Mich umfing wieder eine andere Welt. Sie war nicht schwarz oder finster, wie ich das von anderen Dimensionen her kannte, sondern weich, fließend und auch heller.

Zudem besaß sie ein Zentrum.

Es war Serena!

Sie stand mir nahe, und doch war sie weit entfernt. Dabei kam sie mir vor, als wäre sie von einer dünnen Geleemasse eingeschlossen worden. Um uns herum war alles in Bewegung, ich sah Streifen und Schlieren, mal heller, mal dunkler. Sie umtanzten die Person aus dem alten Atlantis und produzierten einen sehr langsamen Wirbel.

Ich besaß keinen festen Untergrund, schwebte irgendwo und irgendwie in der Luft, aber ich fühlte mich nicht unwohl. Zwar ging von Serena eine gewisse Gefahr aus, doch ich glaubte zu wissen, daß sie mich nicht töten wollte.

Neugierde hielt sie umfangen.

»Wo willst du hin?« hörte ich sie fragen.

»Dein Weg ist auch der meine.«

»Zu den Steinen?«

»So ist es.«

»Wer sie nicht kennt, der läuft in Gefahr, daß die Steine ihn vernichten.«

»Nicht mich. Ich kenne sie sehr gut. Zudem habe ich dort Freunde, wie du sicherlich schon weißt.«

»Sie helfen dir nicht mehr.« Ihre Stimme klang entschlossen.

»Vielleicht kann ich Ihnen helfen. Zudem möchte ich noch vier Mörder stellen.«

»Meine Diener.«

»Ja, sie haben getötet, und das darf nicht ungestraft bleiben.«

»Du kannst sie nicht vernichten. Sie stehen unter meinem Schutz. Ich habe ihnen die Salbe des Lebens zukommen lassen.«

Als sie diese Worte sagte, war mein Blick auf die kleine Schatulle in ihren Händen gefallen. Es wäre natürlich herrlich gewesen, sie zu bekommen, freiwillig würde Serena sie bestimmt nicht abgeben.

Um sie zu bekommen, mußte ich kämpfen.

Aber jetzt noch nicht…

»Befinden wir uns bereits auf der Reise zu den Steinen?« erkundigte ich mich.
»Ja, wir legen die restliche Stecke zurück.«
»Und dann?«
»Kannst du dir den Platz aussuchen, an dem du sterben wirst. Jeder, der sich mir in den Weg stellen will, wird sterben. Das habe ich so beschlossen. Die Menschen heute kommen gegen die Kräfte der alten Zeit nicht an. Die Urgötter haben ein Erbe hinterlassen, das nur mehr gefunden werden muß.«
»Und du bist dabei?«
»Ja, ich bin dabei. Ich werde es finden. Teil für Teil. Ich rolle es auf, das Erbe wird mir zufließen, denn ich habe nicht umsonst das Wissen bekommen.«
Nach diesen Worten spürte ich den plötzlichen Stich unter der Stirn. Es war mir, als würde jemand von innen her gegen den Schädel schlagen. Für einen Moment verlor ich die Orientierung, aber sehr schnell sah ich wieder klar und normal.
Freier Blick…
Und Serena lächelte. Sie war sich ihrer Sache mehr als sicher, deshalb auch dieses kalte Lächeln, das ihre Mundwinkel umspielte. Vielleicht malte sich die Frau bereits aus, wie sie mich umbringen würde, aber das hatte noch Zeit.
Die Umgebung veränderte sich ebenfalls. Sie rückte dichter zusammen, so daß ich den Eindruck bekam, in die Tiefe zu schwingen und von den Dingen erdrückt zu werden, die sich in meiner unmittelbaren Umgebung befanden.
Auch die Zeit war für mich sinnlos geworden. Ich achtete nur darauf, ob mein Kreuz irgendeine Reaktion zeigte, sich erwärmen oder aufstrahlen würde.
Das war nicht der Fall.
Das Kreuz und Atlantis waren zwei verschiedene Dinge. Hesekiel, der Erschaffer des Kreuzes, hatte an zahlreiche Religionen und Mythologien gedacht und Abwehrsymbole erfunden, aber Atlantis war damals schon eine Legende gewesen und hatte einfach zu lange zurückgelegen. Man konnte von einer vorbiblischen Zeit sprechen.
Wir trieben weiter. Serena sah ich zwar noch immer vor mir, aber ihre Gestalt verschwamm allmählich vor meinen Augen. Sie löste sich auf und wurde allmählich zu einem Teil dieser Masse.
Mit mir geschah nichts.
Ich stand da, konnte nichts tun und kam mir vor wie ein ungebetener Begleiter.
Wann erreichten wir endlich das Ziel?
Wir waren da. Ich konnte nicht daran glauben, daß dieses Ziel durch meine Gedanken schneller erreicht worden war, aber ich befand mich

tatsächlich woanders.
Die magische Reise war vorbei.
Tief holte ich Luft. Es war eine kühle Nachtluft, die in meine Lungen drang. Von Serena entdeckte ich nichts, als ich mich umschaute, dafür sah ich nicht weit entfernt die flackernden Feuer und hinter mir die düsteren Schatten der Hänge.
Mein Blick blieb nahe der Feuer haften, denn dort zeichneten sich Gestalten ab.
Meine Freunde!
Ich sah Kara, Myxin, und auch die mächtige Gestalt des Eisernen Engels hob sich ab. Sie alle würden gegen Serena stehen, konnte da noch etwas schieflaufen?
Vier Feuer brannten.
Neben zwei von ihnen lagen Gestalten am Boden. Wenn der Wind in die Flammen trieb und diese zu zuckenden verlängerte, tanzte der Widerschein über die liegenden Gestalten und gab den Körpern einen matten Glanz. Diesen Glanz kannte ich.
Ich hatte ihn erlebt, als die Killer das Haus des ehemaligen Gefängnisdirektors besuchten. Da liegen nun zwei von ihnen vor mir. Wo befanden sich die anderen beiden?
Im Moment beschäftigte mich dieser Gedanke nicht, ich konzentrierte mich auf meinen Standort.
Die Blockhütte lag vor mir. Wenn ich den Arm ausstreckte, konnte ich bereits die rauhe Bohlenwand an der Außenseite berühren.
Bis zum Fenster an der Rückseite waren es nur mehr zwei Schritte. Bevor ich mich den Flammenden Steinen näherte, wo sich auch meine Freunde aufhielten, wollte ich einen Blick in die Hütte werfen, die sich auch als Versteck eignete.
Vorsichtig drehte ich den Kopf, und schaute durch die blitzblanke Scheibe. Leider war es in der Hütte dunkel. Die schattenhaften Umrisse hoben sich kaum ab und waren bis auf einen nicht zu deuten. Bei diesem einen aber war ich mir ziemlich sicher. Ein Mensch. Trotzdem wollte ich den Beweis.
Obwohl ich mich innerlich anspornte, weil mir die Zeit nicht davonlaufen sollte, ging ich doch sehr leise weiter und setzte meine Schritte nur behutsam.
Ich mußte um die Hütte herum, damit ich die Tür erreichte. Myxin und Kara schlossen nie ab. In diesem Refugium herrschte uneingeschränktes Vertrauen, so konnte ich die Hütte betreten. Es gelang mir, ohne ein Geräusch zu verursachen.
Auf meinem Rücken kribbelte es, im Magen lag ein dicker Stein. Es mußte mein innerer Warnwecker sein, der sich gemeldet hatte.
Des öfteren schon hatte ich die Hütte betreten und nie so etwas erlebt. Wieso jetzt?

Neben der Gestalt blieb ich stehen. Ihr Kopf lag im Dunkeln. Ich wollte auch meine Lampe nicht einschalten. Der Schein wäre durch die Scheibe gedrungen und hätte auch an den Steinen gesehen werden können.

Ich bückte mich, faßte die Gestalt an und wollte sie zur Seite rücken, um das Gesicht sehen zu können.

Es war nicht mehr nötig, denn ich wußte plötzlich, wer da vor mir lag.

Suko!

***

Zuerst war ich geschockt!

Völlig von der Rolle. Wie kam Suko in das Gebiet der Flammenden Steine? Und wie war es möglich, daß er hier in der Hütte lag und bewußtlos oder sogar tot war.

Ich fühlte nach. Meine Hand zitterte, als sie über seinen Körper wanderte und nach dem Herzschlag tastete.

Ja, er war zu spüren.

Jetzt verschwand der dicke Stein aus meinem Magen, aber das Kribbeln blieb, die Fragen ebenfalls.

Was war hier geschehen? Wußten Myxin, Kara und der Eiserne Engel davon? Sie standen innerhalb des Quadrats, gaben sich völlig normal. Wenn sie etwas gewußt hätten, hätten sie auch was unternommen.

Aber so…

Serena hatte mir berichtet, daß die magische Sperre eingerissen worden war. Hatte diese Tatsache möglicherweise etwas mit Sukos Zustand zu tun? Auszuschließen war es nicht. Jedenfalls rührte sich mein Partner nicht. Er zeigte keinerlei Anzeichen, wieder auf die Beine zu kommen. Der Treffer mußte ihn verflucht hart erwischt haben.

Ich zog mich zurück. Sterben würde mein Freund nicht, der schaffte es immer wieder, aus einer tiefen Bewußtlosigkeit zu erwachen. Seine Konstitution war dementsprechend.

Er lag praktisch vor dem Fenster. Es war allerdings noch so viel Platz vorhanden, daß ich mich in die Höhe schieben und durch die Scheibe blicken konnte.

Mein direkter Blick fiel dabei auf das Quadrat der magischen Steine. Etwas hatte sich dort verändert, obwohl sich Kara, Myxin und der Eiserne noch immer an der gleichen Stelle aufhielten. Bevor ich genauer hinschauen konnte, traf das Geräusch meine Ohren. Es war an der Tür aufgeklungen.

Ich drehte mich um.

Da stand jemand.

Ich sah ihn und seinen Schatten, der sich auf dem Boden abzeichnete,

wobei die Spitzhacke deutlich hervorstach…

***

»Wo ist sie?«

Die Frage hatte der Eiserne gestellt.

Er steckte voller Spannung, war angefüllt mit Gefühlen, über die sich Kara und Myxin wunderten.

Die Schöne aus dem Totenreich trat auf den Eisernen zu. Sie wollte Myxin in Ruhe lassen, er sollte sich auf Serena konzentrieren, falls sie auch erschien.

»Was hast du?«

»Laß mich!«

Sein Tonfall war so schroff geworden, daß Kara sich darüber nur wundern konnte. Das hatte sie noch nie erlebt, sie schaute sehr befremdet, wurde aber durch Myxins Worte abgelenkt.

»Da ist sie!« Damit sie alle sehen konnten, hatte der kleine Magier seinen rechten Arm ausgestreckt und deutete auf die Fläche zwischen zwei Steinblöcken.

Serena schien aus dem Boden gewachsen zu sein, und ihre Gestalt wuchs auch noch höher, während sie sich gleichzeitig straffte.

Drei Augenpaare starrten sie gebannt an. Dabei wirkte sie nicht wie ein Relikt aus einer längst vergessenen Zeit, sondern sah richtig modern aus in ihrer orangefarbenen Kleidung. Ihr langgezogenes, blasses Gesicht mit der etwas knochigen Nase, entsprach dem Frauenbild der Antike.

Die Hände hatte sie zusammengelegt. Zwischen den Handflächen befand sich ein dunkler schmaler Kasten, den sie auf keinen Fall loslassen wollte.

Das Lächeln auf ihren Lippen wirkte zu starr, um freundlich zu erscheinen, und auch ihre Stimme besaß keinen wohlmeinenden Klang, als sie Myxin ansprach.

»Hier bin ich wieder, Magier. Eine lange Zeit, fürwahr, aber es gibt Dinge, die kann man nur verdrängen, nicht verbannen. Das Wort habe ich von deiner Mutter.«

»Sie war schlecht!« sagte Myxin.

Kara und der Eiserne hielten sich zurück. Was da geschah, ging nur Serena und Myxin etwas an.

»So hast du es gesehen, ich bin da anderer Meinung gewesen. Ich habe mich mit deiner Mutter sehr gut verstanden. Wir ergänzten uns gegenseitig, und sie wußte viel.«

»Was?«

»Hat sie dir nichts über die alten Götter berichtet? Über ihr Wissen? Über ihre Magie?«

»Nein.«

»Dann bist du ein armer Narr, aber mit mir hatte sie Kontakt, und sie hat mir viel Wissen mit auf den Weg gegeben. Wissen, das ihr gerne hättet, aber es nicht bekommt, weil ich davon nichts preisgebe. Deine Mutter lebt nicht mehr, aber ich habe ihr Wissen gespeichert. Sie wollte, daß ihr Sohn nicht mächtig wird, daß er kein Refugium in der neuen Welt errichtet, deshalb sind die Flammenden Steine zerstört worden, deshalb wurde der magische Ring um dieses Gebiet gesprengt, denn Magico war der erste, der Vorbereiter für mich, und er hat es geschafft. Jetzt werde ich seine Früchte ernten.«

»Was hast du vor?«

»Ich übernehme dieses Gebiet. Ich will mich auf der Erde manifestieren. Zu lange habe ich in der Dunkelheit warten müssen. Die Jahre enteilten, ich will nicht mehr, das Ziel ist nahe. Die Flammenden Steine sollen mir gehören. Es ist gewissermaßen dein Abschiedsgeschenk an mich, deine Geliebte.«

Myxin ließ sich mit einer Antwort Zeit. Es war eine ungeheuerliche Forderung, und er sah, wie Kara zu ihm hinschielte, wobei sie noch den Kopf schüttelte.

Sie hatte sich bereits entschieden, und Myxin ebenfalls.

»Es ist dir doch klar, Serena, daß ich die Flammenden Steine nicht so einfach räumen werde. Sie sind meine Heimat geworden. Hier habe ich Freunde gefunden, hier fühlen wir uns wohl, auch wenn ihnen einen Teil ihrer Kraft genommen wurde. Freiwillig aber werden wir diesen Flecken Erde nicht räumen.«

»Das habe ich mir gedacht!«

»Dann wirst du Gewalt einsetzen?«

»Ja, das muß ich tun. Diese Steine sollen mir gehören. Ich nehme sie mir, ich muß das Erbe deiner Mutter erfüllen. Sie wollte nicht, daß du mächtiger wirst als ich. Eine Zeitlang warst du es, das ist jetzt vorbei. Zudem besitze ich die Salbe des Lebens. Ich kann den Tod hinauszögern, ich bin durch dieses Wissen allein schon sehr mächtig. Menschen werden mir zu Füßen liegen, wenn ich ihnen davon berichte. Vielleicht kann ich mich zu einer Herrscherin aufschwingen. Dieser kleine Kasten in meiner Hand ist ungemein wertvoll.«

»Nur sind deine Diener nicht unbesiegbar«, sagte Myxin. »Schau dir die beiden an, wie sie daliegen. Sie rühren sich nicht mehr, ich habe sie ausgeschaltet.«

»Ja, man kann sie töten, nur darf man keine normalen Waffen verwenden. Ich schätze, daß es Kara versucht hat. Selbst ihr Schwert kann sie nicht umbringen.«

»Aber meine Para-Kräfte.«

Myxin hatte lauter gesprochen. Er war es mittlerweile leid, sich provozieren zu lassen und kam mit seiner Forderung. »Wenn du die Steine besitzen willst, mußt du um sie kämpfen. Gegen Kara, den

Eisernen Engel und mich!«
»Nein, nicht gegen mich!«
Der Eiserne hatte die Antwort gegeben und selbst Serena damit überrascht. Sie schaute ihn starr an, eine Frage lag auf ihren Lippen, doch der Eiserne kam ihr mit einer Erklärung zuvor.
»Es ist euer Refugium. Ihr habt hier gelebt, gelitten, Siege errungen und Niederlagen in Kauf nehmen müssen. Deshalb sollt ihr auch um dieses Gebiet kämpfen, in dem ich nur als Gast für eine Weile gewohnt habe.«
»Das darf doch nicht wahr sein«, flüsterte Kara. »So kannst du es nicht sehen.«
»Doch, ich sehe es so.«
Serena begann zu lachen. »Ist das nicht herrlich für mich? Jetzt habe ich es nur mehr mit zwei Gegnern zu tun. Und vor der doppelten Übermacht habe ich mich noch nie gefürchtet. Obwohl ihr es nicht verdient habt, mache ich euch einen Vorschlag. Räumt dieses Gebiet freiwillig. Verschwindet am besten von hier.«
Kara und Myxin hatten ihre Worte natürlich verstanden, allein ihnen fehlte der Glaube. Zudem interessierte sie die Reaktion des Eisernen Engels weit mehr.
Der kleine Magier versuchte, ihn zu beeinflussen. »Sag, daß du es nur spaßeshalber gemeint hast. Das ist doch nicht drin. Du kannst deine Rolle bei uns nicht nur als Gast sehen. Das bist du nicht, Eiserner, du bist ein Freund, verstehst du? Ein Freund!«
»Das ist deine Ansicht, aber ich bin davon nicht überzeugt. Ich habe immer gewußt, daß ich einfach nicht zu euch gehöre. Ich muß meinen eigenen Weg gehen, deshalb werde ich bei dieser Auseinandersetzung neutral bleiben.«
»Dein letztes Wort?« fragte Kara. Ihre Stimme klang leise. Sie war verstört und verwundert in einem über den Vertrauensbruch eines guten Freundes.
»Mein letztes.«
»Dann tritt zur Seite«, sagte Myxin, »und störe uns nicht. Wir werden nach dem Kampf weiterreden.«
»Falls ihr ihn lebend übersteht«, sagte Serena.
Von Kara bekam sie die erste Antwort, die mit einer glatten Bewegung das Schwert aus der Scheide zog und die Spitze gegen Serena richtete. Zwischen den beiden Frauen gab es ein besonderes Spannungsverhältnis. Beide hatten einmal zu Myxin gehört, und Kara, die nun an seiner Seite lebte, wollte an die Vergangenheit nicht mehr erinnert werden.
Sie stieß zu, um ihre Rivalin zu töten!

***

Auch ich befand mich in Gefahr, denn der Zombie mit der Spitzhacke hatte mich ebenfalls entdeckt.

Noch war mein Blick auf ihren Schatten fixiert. Plötzlich sah ich, wie sich dieser Schatten bewegte und in meine Richtung schwang.

Ich warf mich aus der hockenden Stellung heraus nach links zur Seite, und das gefährliche Eisen wischte über meine Brust hinweg. Gleichzeitig hörte ich von draußen laute Stimmen. Myxin, Kara und auch Serena redete. Für mich war es uninteressant, ich wollte diesem verdammten Zombie mit der glänzenden Haut entwischen.

Über die Schulter hinweg rollte ich mich ab, so daß ich auf die linke Seite kam und mit der rechten Hand meine Beretta ziehen konnte.

Ich drehte sie in seine Richtung, als er die Spitzhacke bereits wieder angehoben hatte.

Dann feuerte ich.

Er war gar nicht zu verfehlen, die breite Brust fing die Kugel auf, aber sie drang nicht in den Körper ein, prallte statt dessen ab, als hätte ich gegen eine Eisenplatte gefeuert. So sirrte sie als Querschläger davon.

Der andere aber blieb stehen.

Und noch ein zweiter erschien. Die Hütte besaß nicht nur einen Raum und auch nicht nur einen Eingang. Hinter mir schlug die Tür auf, sie knallte gegen die Wand, schlug zurück, wurde wieder aufgefangen, und ich sah den zweiten Zombie, der dort stand.

Er war ebenfalls mit einer Spitzhacke bewaffnet!

Jetzt konnten mich die beiden in die Zange nehmen, und es sah verdammt böse für mich aus. Angst umkrallte mein Herz. Gegen zahlreiche Feinde hatte ich bereits gekämpft, aber diese beiden, die nicht einmal zu den höchsten Dämonen zählten, konnten mir das Leben schwermachen.

Allein durch ihre Kraft und relative Unverwundbarkeit und nicht durch Raffinesse.

Ich steckte die Beretta weg, hatte dann die Hände frei und schnappte mir einen Stuhl, wuchtete ihn hoch und drosch auf den hinter mir stehenden Zombie ein. Es war ein Rund- und Hammerschlag, der ihn und seine verdammte Waffe erwischte.

Die Gestalt flog gegen die Wand und riß dort Geschirr vom Regal. Für einen Moment war sie von ihrer eigentlichen Aufgabe abgelenkt. Die Zeit reichte mir. Ich bewegte mich sehr schnell, und es gelang mir, dem Zombie die Spitzhacke zu entreißen.

Sie war verflucht schwer, ich hatte Mühe, sie rasch in die Höhe zu wuchten, schaffte es und ließ sie in dem Augenblick nach unten sausen, als die Gestalt hochkam.

Ich erwischte genau den Kopf!

Meine Gewissensbisse hatte ich dabei abgestreift wie ein altes Hemd.

Der Schlag war hart, er hätte einen normalen Zombie zertrümmert, aber diese Gestalt war eben nicht normal.

Sie sackte zwar zusammen, von ihrem Schädel aber sprang die Waffe förmlich zur Seite und rutschte auch ab.

So bekam ich ihn nicht nieder.

Ich kreiselte herum, denn der andere griff bereits wieder an. Auch er schwang seine Spitzhacke.

Ich hielt ihm meine entgegen.

Beide Eisenteile knallten zusammen. Ich hörte ein helles, fast singendes Geräusch, drehte die Hacke, er aber auch, so daß sich beide ineinander verhakten.

Wer hatte mehr Kraft?

Der andere. Er riß an seiner Spitzhacke, ich wurde mitgezogen und stolperte auf ihn zu.

Er rechnete damit, daß ich gegen ihn prallen würde, doch ich hob zuvor mein Bein an und rammte noch in der gleichen Sekunde meinen Fuß hart vor, so daß ich ihn dicht oberhalb der Gürtellinie erwischte.

Das brachte ihn aus dem Konzept. Mit einer raschen Drehbewegung löste ich die beiden Spitzhacken, trat gegen einen Tisch und schleuderte ihn dem Zombie entgegen.

Er wich gar nicht erst aus, denn Schmerzen verspürte er sowieso nicht. Aber er kämpfte.

Mein Tod war für ihn beschlossene Sache.

Wieder schoß ich.

Diesmal zielte ich auf seinen Kopf, vielleicht erwischte ich die Augen, aber auch diese beiden Silberkugeln prallten ab.

Es wurde kritisch. Wenn mir in der nächsten Minute nichts einfiel, hatten sie gewonnen. Natürlich hätte ich entwischen können, das wollte ich noch nicht. Vielleicht gelang es mir trotzdem, sie innerhalb des Blockhauses zu besiegen.

Von zwei Seiten kamen sie wieder, und sie griffen zur gleichen Zeit an.

Ich paßte genau den richtigen Zeitpunkt ab, als ich mich nach vorn warf, um anschließend flach über den Boden und schräg durch den Raum zu hechten.

Mein Ziel war Suko.

Und ihn erwischte ich fast. Ich fiel direkt neben ihm zu Boden. Meine rechte Hand rutschte gedankenschnell unter seine Kleidung, denn dort verbarg er eine für ihn sehr wichtige Waffe.

Für mich konnte sie lebensrettend werden. Die Hacke hatte ich fallen gelassen, jetzt war der Stab wichtiger.

Ich fand ihn beim ersten Versuch, kam wieder hoch, hielt ihn in der Hand, wirbelte herum und rief nur das eine Wort, das alles verändern sollte. »Topar!«

Und es veränderte alles.
Plötzlich stand die Zeit still. Für die Dauer von fünf- Sekunden erstarrte alles Leben und jede Bewegung, die sich in meiner Rufweite befand. Nur ich der Träger des Stabs konnte agieren und reagieren wie immer.
Zuerst entwaffnete ich den zweiten Zombie. Ich schleuderte die Spitzhacken durch die offene Tür nach draußen, steckte den Stab wieder weg und zog etwas anderes hervor.
Endlich gab man mir die Zeit, und ich wollte mich auf das Kreuz stützen. Vielleicht gelang es ihm, eine Aura zu schaffen, die für die Zombies ein Weiterleben so gut wie unmöglich machte.
Vier Sekunden waren vorbei, dann die fünfte.
Die beiden bewegten sich wieder. Sie schauten nach vorn und sahen mich, wie ich vor ihnen stand, das Kreuz in der Hand.
Sie starrten auf meinen Talisman. In ihren flachen Gesichtern rührte sich nichts. Da zuckte kein Muskel, kein Mundwinkel, sie schauten nur auf das Kreuz.
Vampire und andere Dämonen wären bei dem Anblick geflohen. Sie aber hielten stand.
Ich jedoch holte die weißmagische Energie aus dem Kreuz hervor, als ich die berühmte Formel rief.
»Terra pestem teneto - Salus hic maneto…!«

***

Kara hatte den Stoß so schnell geführt, daß kein normal reagierender Mensch hätte ausweichen können.
Auch Serena nicht. Zudem dachte sie nicht daran, es zu tun. Sie blieb stehen, die Schwertspitze traf sie in Höhe des Bauchnabels, durchstieß die Kleidung, und Kara zerrte ihr Schwert noch in die Höhe, so daß der Stoff einen langen Riß bekam, zur Seite klaffte und einen Teil des nackten Körpers freigab.
War es Haut?
Ja, es war Haut, und sie schimmerte ebenso blank wie die ihrer Diener. Auch Serena hatte sich mit dieser Salbe eingerieben, so daß sie auf gewisse Art und Weise unverwundbar war. Sie beugte ihren Körper nach hinten, als Kara das Schwert zurückzog, und begann zu lachen.
Die Schöne aus dem Totenreich warf Myxin einen verzweifelten Blick zu. Wenn Serena schon nicht durch das Schwert zu besiegen war, wie konnte man sie dann besiegen?
Im nächsten Augenblick zuckten sie zusammen, denn vom Blockhaus her hatten sie Schüsse gehört.
Myxin und sie hatten sich jedoch so stark in der Gewalt, daß sie sich nicht umdrehten, außerdem war Serena wichtiger. Nur bat der kleine

Magier den Eisernen Engel, einmal nachzuschauen, der aber rührte sich nicht. Er stand ein wenig versetzt und schaute zu, wie zwei seiner Freunde gegen die Besucherin aus Atlantis kämpften.

»So nicht, Kara, so nicht.« Sie schüttelte den Kopf und sprach mit ihrer nächsten Bemerkung Myxin an. »Da siehst du, welch einen Tausch du gemacht hast. Ihr könnt mich nicht besiegen, sie aber besitzt nicht meine Kräfte. Sie ist zu schwach. Du kannst dein Schwert wegwerfen!« stieß sie voller Haß hervor.

Auch Kara dachte nicht mehr klar. Sie überraschte selbst Myxin, als sie die Klinge zur Seite schleuderte. Das Schwert hatte noch nicht den Boden berührt, als Kara sich vorwarf. Mit den bloßen Händen wollte sie gegen Serena angehen.

Die beiden Frauen prallten zusammen. Kara klammerte sich an den blonden Haaren ihrer Rivalin fest. Sie zerrte daran, der Kopf flog nach links und rechts. Das Gesicht verzerrte sich, und dann wurde Serena regelrecht umgestoßen.

Sie prallte auf den Rücken, Kara fiel auf sie, hatte die Haare noch immer nicht losgelassen, hob den Kopf an, stieß ihn auf den Boden und wiederholte dies mehrere Male.

»Ich werde dich aus diesem Refugium vertreiben!« schrie sie. »Myxin gehört mir, alles gehört hier uns.« Sie war wie von Sinnen, und Serena wehrte sich nicht, denn sie hatte die Hände nicht frei, weil sie nach wie vor den kleinen Kasten umklammerte.

Das wußte auch Kara.

Plötzlich rollte sie sich zur Seite, riß die andere hoch und trat mit dem rechten Fuß zu.

Bewußt langsam, damit Serena noch reagieren konnte. Karas Plan ging auf. Serena ließ den Kasten los, um das Bein abfangen zu können. Das gelang ihr auch, denn sie bekam Karas Knöchel zu fassen, drehte ihn herum, und die Schöne aus dem Totenreich mußte zu Boden, wollte sie einen Bruch des Knöchels vermeiden.

Dabei schnellte ihr linker Arm vor, und sie konnte ihre Finger in den Stoff der Kleidung verkrallen.

So zog sie Serena noch mit und auf sich.

»Der Kasten, Myxin, der Kasten!«

Darauf hatte der kleine Magier gewartet. Bevor es Serena gelang, sich loszureißen, lief er zwei Schritte vor, bückte sich und hob das schwarze Kästchen vom Boden auf.

Er hielt es triumphierend in seiner rechten Hand, während die Augen dabei aufleuchteten.

»Ich habe es!«

Den Satz hörte auch Serena. Plötzlich war Kara zweitrangig geworden. Sie ließ ihre Rivalin los, fuhr schnell herum, und Myxin ging sicherheitshalber einige Schritte nach hinten.

»Bleib stehen!«

Serena rührte sich nicht. In geduckter Haltung blieb sie, während Kara hinter ihr zur Seite kroch, bevor sie sich auf die Füße stemmte und die Szene beobachtete.

Die Schöne aus dem Totenreich mußte sich erst wieder fangen, bevor sie die nächsten Worte sprechen konnte. Zuvor lachte sie leise auf. »Es ist doch nicht so gekommen, wie du es dir vorgestellt hast, Serena. Auch wir haben uns entwickelt. Im Gegensatz zu euch früher sind Myxin und ich ein eingespieltes Team geworden. Wir ergänzen uns gegenseitig wunderbar. Das ist bei euch nicht der Fall gewesen. Die Salbe des Lebens gehört jetzt uns. Dein Ausflug hat dir nichts genutzt.«

Vielleicht war Serena geschockt, weil sie nicht sprach. Sie schaute sich jedenfalls um, und ihr Blick blieb zum Schluß an Myxin haften. Und natürlich an dem kleinen Kasten, den auch er sicherheitshalber mit beiden Händen festhielt.

»Gib ihn zurück!« forderte Serena.

»Nein, er bleibt in unserem Besitz. Ich will nicht, daß du noch mehr Unheil damit anrichtest. Bei Menschen, die dem Tod geweiht sind, darf das Leben nicht auf eine so grausame Art und Weise verlängert werden, denn diese künstlich am Leben gehaltenen Personen wachsen wieder zu einer Gefahr für andere heran. Deine Pläne und Vorstellungen sind ausgeträumt, Serena. Ich habe mich schon in Atlantis von dir getrennt und werde bemüht sein, diese Trennung für alle Zeiten beizubehalten. Deine Ära aber ist vorbei!«

Serena gab keine Antwort. Myxin merkte, daß auch der Eiserne näher kam, an Kara vorbeischritt und sich ihm näherte, wobei er schräg hinter ihm stehenblieb.

Zwei Schüsse peitschten auf. Abermals hinter ihnen im Blockhaus, wo sich Suko befinden mußte.

Kara drehte den Kopf, während Myxin Serena nicht aus den Augen ließ. »Er wird ihre anderen beiden Diener erwischt haben«, sagte der kleine Magier, »und du wirst ebenfalls kein Unheil mehr anrichten können, Serena, das schwöre ich dir!«

Sie starrte den Magier an und ging überhaupt nicht auf seine Worte ein. »Zum letztenmal, gib mir den kleinen Kasten!«

»Nein, du bekommst ihn nicht!«

»Myxin…« Der Name, von Kara ausgesprochen, war nur mehr ein angstvolles Flüstern, denn sie hatte die Reaktion des Eisernen gesehen, als dieser sein Schwert zog.

»Doch, sie wird die Salbe bekommen«, sagte er und preßte dem kleinen Magier die Klinge seines Schwerts in den Nacken…

***

Myxin glaubte, sich verhört zu haben. Er stand da und kam sich vor

wie im luftleeren Raum. Im Nacken spürte er die Kühle der Klinge. Dies bewies ihm, daß er keinem Bluff aufgesessen war, der Eiserne stand tatsächlich auf Serenas Seite.

Und sie lächelte. Ihre Haltung entspannte sich. Sie schob ein Bein vor und stemmte eine Hand in die Hüfte. Dabei hatte sie den Arm lässig angewinkelt.

Kara erinnerte an eine Salzsäule. So sehr hatte sie diese Nachricht getroffen. In ihrem Blick stand Unglauben, denn sie konnte diese Aktion des Eisernen ebensowenig begreifen wie Myxin.

Der stellte die Frage mit einer Stimme, die rauh und kratzig klang. In der aber auch all die Enttäuschung lag, die er spürte. »Ist das dein Ernst?«

»Ja, ich stehe auf ihrer Seite!«

»Weshalb?«

»Du sollst keine Fragen stellen und das aus der Hand legen, was ihr gehört.«

»Was ist, wenn ich es nicht tue?«

Myxin bekam die Antwort nicht sofort. Vielleicht focht auch der Eiserne einen inneren Kampf aus, aber er scheute sich nicht vor einer Erwiderung. »Dann wäre ich gezwungen, dich zu töten, Myxin!«

»Nein!« rief Kara.

»Doch, ich kann nicht anders.«

»Hast du mit Magico gemeinsames Spiel getrieben und auch mit ihr?« fragte Myxin.

»Mit Magico nicht.«

»Ebenfalls nicht mit mir«, erklärte Serena. »Aber wenn er unbedingt will, ich nehme ihn gern als Begleiter. Zu zweit werden wir noch mächtiger und stärker sein.«

Myxin dachte daran, daß auch er einmal die Seiten gewechselt und seine Freunde furchtbar enttäuscht hatte. Aber das war damals nicht echt gewesen, er hatte seine Gründe gehabt, um Mandraka vernichten zu können, doch der Eiserne und Serena standen in keiner Beziehung zueinander. In Atlantis waren sie Feinde gewesen, weshalb sollten sie sich hier so plötzlich verbünden?

Myxin und Kara sahen darin keinen Sinn.

»Überlege es dir gut, Eiserner. Vielleicht hast du im Augenblick einen Vorteil, aber ich kenne Serena länger. Sie ist schon damals eine verdammt falsche Person gewesen. Lug und Trug waren ihr nicht fremd. Sie wird auch dich reinlegen wollen.«

»Ich habe mir alles überlegt, Myxin. Ich will, daß du die Salbe wieder abgibst, und ich warte nicht mehr lange. Auf Suko brauchst du übrigens nicht zu hoffen, ich habe ihn außer Gefecht gesetzt.«

»Dann hätte er nicht geschossen.«

»Wer weiß, vielleicht war es ein anderer. Also, laß das Kästchen

fallen, oder gib ihr die Salbe.«

Myxin schaute Kara an. Sie rührte sich noch immer nicht. Erst als sie Myxins Augen auf sich gerichtet sah, da nickte sie und zeigte somit ihr Einverständnis an.

»Ja, ich sehe, ihr seid beide vernünftig.« Der Eiserne hatte sie genau beobachtet.

Myxin streckte seinen Arm aus. In der rechten Hand hielt er den so wertvollen Kasten, dessen Deckel geschlossen war. Nicht einen Blick hatte er auf die geheimnisvolle Lebenssalbe werfen können, deren Rezept wohl nur Serena kannte.

Er ließ es fallen.

Serena bückte sich langsam und schielte dabei in die Höhe. Die Spannung verdichtete sich. Myxin hatte noch nicht aufgegeben. Er war dabei, seine Para-Kräfte zu mobilisieren, um sie schockartig und konzentriert seiner ehemaligen Geliebten entgegenzuschicken.

Das aber merkte der Eiserne. Er verstärkte den Druck der Klinge und schnitt sogar in Myxins Haut, die einen leicht grünlichen Farbton besaß.

Und grün war auch die dicke Flüssigkeit, die aus der Wunde quoll. Kein Menschenblut und damit ein Beweis, daß Myxin noch zu den fremdartigen Wesen zählte.

Der kleine Magier wollte es nicht auf eine weitere Machtprobe ankommen lassen, die er unter Umständen verlor.

Dann wäre Kara allein zurückgeblieben.

Und so hob Serena den kleinen Kasten auf, lachte, öffnete den Deckel und ließ die beiden einen Blick auf die Salbe werfen, als sie das Gefäß schräg hielt.

»So sieht sie aus, und das genau habt ihr verloren!« erklärte sie mit einer Stimme, in der unverhohlener Triumph mitschwang.

Selbst im Restlicht der allmählich niederbrennenden Feuer war die gelbe Oberfläche zu erkennen, die die Salbe aussehen ließ wie ein hineingepreßtes Stück Fett.

Serena klappte den Deckel wieder zu. »Ich glaube, Myxin, jetzt können wir beide mit unserer Abrechnung fortfahren…«

Es blieb beim Versuch, denn hinter Myxin und Kara passierte es. Aus dem Blockhaus zuckte eine grüne magische Flamme mit hellen Silberblitzen dazwischen…

***

Ich hätte Suko auch die Dämonenpeitsche abnehmen und gegen die beiden Zombies angehen können, aber ich wollte ein Höchstmaß an Sicherheit und Effektivität. Das hoffte ich, durch die Aktivierung meines Kreuzes zu erreichen.

Und es ließ mich nicht im Stich!

Die Energie schien aus meiner Faust zu schießen, aber es war das Kreuz, das so reagierte. Plötzlich war nicht nur ich eingehüllt durch die zahlreichen Strahlen, auch die gesamte Blockhütte schien in weißgrünen Flammen zu stehen.

Sehr deutlich und fast kristallklar sah ich die beiden Zombies zu verschiedenen Seiten hin taumeln.

Sie bewegten sich steif und ungelenk, hatten ihre Köpfe zurückgeworden, und ich sah, daß die ungewöhnliche Haut auf ihren Körpern zu schmelzen anfing.

Die Innenwände des Blockhauses hielten beide auf. Dort sackten sie dann zusammen, konnten sich aber nicht mehr fangen, blieben liegen, versuchten dabei, sich in die Höhe zu stemmen und fielen auf den Bauch.

Das helle, gleißende Licht verschwand. Ich zwinkerte ein paarmal mit den Augen, spürte eine frische, reine Luft beim Atemholen und erkannte gleichzeitig, daß ich es nicht geschafft hatte, die beiden Zombies zu zerstören.

Sie lebten noch.

Aber die Magie des Kreuzes hatte die glänzende Schicht von ihren Körpern gelöst.

Und so lagen vor mir zwei über 30 Jahre alte und schon halbverweste Leichen.

Sie boten einen furchtbaren Anblick. Die Haut war zum Teil aufgerissen oder aufgequollen. An einigen Stellen lugten schon die blanken Knochen hindurch.

Mich kümmerte sie nicht mehr, denn in der Hütte hatte ich nichts zu suchen. Suko befand sich außer Gefahr, die beiden Leichen würden ihm nichts tun.

Serena war jetzt wichtiger.

Als ich nach draußen trat und mich der kühle Nachtwind traf, schaute ich zu dem magischen Rechteck hin, das die Steine bildeten. Dort sah ich auch meine Freunde.

Kara, Myxin und den Eisernen Engel - und auch diese blonde Frau aus Atlantis.

Aber was war mit dem Engel?

Ich konnte es kaum glauben. Er hatte sein Schwert gezogen und drückte die Klinge dem vor ihm gekrümmt dastehenden Myxin in den Nacken, als wollte er ihm den Kopf abschlagen.

Vor Überraschung blieb ich stehen. Eine Täuschung, eine Halluzination, die man mir auf magischem Weg vorgaukelte?

Nein, das war es nicht, denn ich hörte Karas Ruf nach Hilfe. »John, bitte, hilf uns!«

Da lief ich los!

***

Auch der Eiserne Engel hatte diesen Ruf gehört. Er kannte ebenfalls die Waffen seines Freundes John Sinclair.

Seine Aufgabe war zur Hälfte erledigt, Serena hatte die Salbe zurückbekommen. Jetzt mußte er nur noch weg, und zwar mit ihr.

Er löste die Klinge aus dem Nacken des kleinen Magiers. Seine Bewegungen wurden schnell.

Er rammte Myxin noch sein Knie in den Rücken, so daß die schmächtig wirkende Person nach vorn gestoßen wurde. Dann gab es für ihn kein Halten mehr.

Bevor irgend jemand handeln konnte, war er auf Serena zugeeilt, hatte sie gepackt, stieß sie vom Boden ab und breitete seine beiden breiten Flügel aus.

Wie ein startendes Flugzeug stieß er hinein in den finsteren Nachthimmel. Er wollte weg, verschwinden, ohne eine Erklärung oder einen Gruß abzugeben.

Myxin und Kara schauten ihm nach. Der Magier hatte den Arm angewinkelt und seine Hand auf die Wunde am Hals gepreßt. Er schüttelte den Kopf, als er sich an Kara wandte und leise fragte: »Verstehst du das?«

»Nein, Myxin, nein…«

***

Auch ich verstand nichts, als ich mich zu ihnen gesellte. Wir schauten uns nur an, Kara weinte, wahrscheinlich, weil der Eiserne Engel sie dermaßen enttäuscht hatte.

Myxin starrte zu Boden und sagte immer wieder: »Frag mich nicht, John, frag mich nicht.«

Ich ließ die beiden allein und ging wieder zurück in das Blockhaus, wo Suko soeben erwachte, stöhnte und in einem schimpfte. Als er mich sah, sagte er: »Schlag du mich nicht auch noch nieder.«

»Wie käme ich dazu?«

»Der Eiserne Engel hat es getan.«

»Das kann ich mir denken.« Ich ließ einen sprachlosen Suko zurück und schaute mir draußen die beiden Diener dieser Serena an. Sie lagen bewegungslos am Boden.

Auch ihre Haut war nicht mehr mit der Schutzsalbe eingecremt worden. Jetzt zeigten sich ihre Körper zur Hälfte skelettiert.

Ich setzte mich ins Gras. Suko kam auch zu uns. Er hatte seinen Kopf gekühlt. Das Wasser tropfte ihm noch aus den Haaren. Natürlich sprachen wir über den Fall, und keiner von uns begriff, weshalb der Eiserne Engel mit Serena verschwunden war und seine Freunde verraten hatte.

»Das war wie bei dir damals, Myxin«, sagte ich. »Da hattest du mich töten wollen.«

»Ja, ja!« rief er. »Ich verfolgte auch einen Plan. Traust du das dem Eisernen nicht zu?«

»Stellt sich nur die Frage, was dahintersteckt?« murmelte Kara und schaute zu den Gestirnen hoch, als würde sie von dort eine Antwort bekommen.

Doch auch sie waren ebenso stumm wie wir. Aber jeder von uns war davon überzeugt, daß wir von dem Eisernen Engel noch etwas hören würden…

ENDE